Vor fünfzig Jahren

oder

Der Letzte seines Hauses.

Historische Novelle

von

F. B.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1860.

Es war zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts; die böhmischen Wälder waren noch nicht ganz so gelichtet, wie jetzt; in den tieferen Gegenden Böhmen's gab es noch lange, dichte Wälder, die sich für den überschauenden Blick, wie in Nebel verloren; die Bäume waren noch nicht, wie gegenwärtig, in die Register der Förster nach Alter und Beschaffenheit eingetragen; die Jagd wurde geübt wie ein Vergnügen, das man nicht ganz auskostet, um immer wieder genießen zu können: d. h. der Wildstand wurde geschont, die Jagd wurde mit einem gewissen Cultus, nicht wie ein Vernichtungskrieg betrieben; die unter dem Drucke des Feudalismus schmachtenden Landleute mußten auf Kosten ihrer Kraut- und Getreidefelder den herrschaftlichen Wildstand mit pflegen helfen, und in den Rüstsälen der standesherrlichen Schlösser nahmen die, auch auf Wölfe und Bären, die noch zuweilen in die dichten Waldungen eindrangen und in Winterszeiten sogar in die den Wäldern zunächst gelegenen Bauerhöfe sich wagten, zugerichteten Jagdgeräthschaften nicht den untergeordnetsten Platz ein.

Eine der ausgedehntesten und dichtesten Waldun-

gen gehört zu dem Schlosse Saczdin, ein Name, unter welchem wir es nirgends benannt finden, der vielmehr nur zur Erinnerung an einen Urahnen der gräflichen Familie, die das Schloß zu Lehen trug, in derselben traditionell geworden war, — dessen mittelalterthümliche Thürme noch jetzt weithin über Wald und Fluren sichtbar sind. Die alte Veste, welche sich auf steilem Felsen mitten aus dem Walde erhob, erscheint selbst wie eine jener Sagen, die jetzt mitternächtig mit Eulen und Uhus zugleich um ihre Thürme kreisen; zu ihren Füßen hat sich die Gegenwart kindlich niedergelassen und lauscht den alten Geschichten, die die Burg von der Fürstin Libussa oder dem König Wenzel erzählt; in den Chroniken aber, die sorgfältig in der Bibliothek der Veste aufbewahrt werden, mischt sich Wahrheit und Dichtung auf so eigenthümliche Weise, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, beide von einander zu trennen.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts gehörte die Burg mit ihren Dörfern, Wäldern und Teichen dem Grafen von Eggenhof. Er war der letzte Zweig eines alten, berühmten Geschlechtes, in dessen Annalen mancher Zug ritterlicher Tapferkeit eingezeichnet war. Die dem Grafen zunächst Stehenden wußten, wie sehr der Gedanke, der Letzte eines glorreichen Namens zu sein, ihn ängstigte; wie er sogar deshalb schon Willens gewesen, von Rom die Erlaubniß zu erwirken, sich von einer — geliebten — Gattin schei=

den lassen zu können, nachdem sein Ehe fünf Jahre lang kinderlos blieb; wie ihn das Geständniß seiner Gattin, das sie ihm im sechsten Jahre thun konnte, in neue Unruhe versetzt, da nur ein Knabe, der ihm geboren wurde, ein Ereigniß, eine Erfüllung dessen, was er wünschte und zu seiner Lebensruhe bedurfte, für ihn sein konnte, und wie ihn endlich die Meldung, daß ihm ein Knabe geboren sei, die ihm nach Wien an den Kaiserhof gemacht wurde, wo er sich in diplomatischen Geschäften eben aufhielt, die Bitte laut aussprechen ließ: „Herr Gott im Himmel! Nun sende mir auch einen Schmerz, damit ich nicht immer zittern muß bei dem Gedanken: es ist des Glückes zu viel!"

Ein jüngerer Bruder des Grafen, welcher unglücklich verheirathet gewesen, hatte seinen Tod auf dem Felde der Ehre gesucht und — gefunden.

Achtzehn Jahre waren seit dem glücklichen Ereignisse vergangen, kein Schmerz hatte sich eingefunden, aber auch das glückliche Ereigniß hatte sich nicht wiederholt. Doch gedieh der Knabe frisch und kräftig und entfaltete sich so hoffnungsvoll für den Stammbaum seines Geschlechtes, daß der Graf schon in stillvergnügten Träumen neue, frische Zweige sich am alten Stamme ansetzen sah. Da trat für den Grafen nach seiner Meinung der ausgleichende Schmerz ein — es war im ersten Viertel des Jahres 1809, als ihm die Gattin starb.

Ihr Tod war so plötzlich erfolgt, daß der Graf

von diesem Ereignisse doppelt schmerzhaft berührt wurde. Die herbeigerufenen Aerzte, nachdem sie untersucht, erklärten einen Lungenschlag für die Ursache des plötzlichen Todes der Gräfin. — Jetzt, an der Leiche der Gattin, wo deren Leben an der Seite des Gatten sich für diesen in ein einziges, überschauliches Bild zusammendrängte, auf welchem sein geistiges Auge tiefsinnig weilte, bemerkte er manchen eigenthümlichen Zug an der Hingeschiedenen, der ihm bei ihrem Leben entgangen war; erst jetzt glaubte er, damals, als ihn das frohe Ereigniß aus der Kaiserstadt auf sein einsames Schloß getrieben, eine tiefe Niedergeschlagenheit an seiner Gemahlin wahrgenommen zu haben, die sie zu verbergen, vergeblich bemüht gewesen; erst jetzt fiel ihm auf, daß sie ihn von der einsamen Veste hinweg- und nach der stolzen Kaiserstadt hingedrängt hatte; erst jetzt nahm er die große Veränderung wahr, die im Wesen seiner 'Gattin vorgegangen und die sich bald in dem Bedürfnisse der Zerstreuung, bald in dem stillster Zurückgezogenheit und wehmüthigen Träumens ausgesprochen hatte. Erst jetzt fragte sich der Graf: „Was war das Alles? Was bedeutete das Alles?“ — Er suchte vergebens nach einer Antwort: der Mund, der sie ihm geben konnte, war vom Tode geschlossen worden für ewig.

Die irdischen Ueberreste der Gräfin wurden in die Familiengruft übergeführt. Ein Testament hatte sich in ihrem Nachlasse vorgefunden; der Graf betrachtete

es lange. Die Aufschrift war von der Hand der Gräfin; in den Lack, der den Umschlag schloß, war ihr Privatpetschaft eingedrückt. Welche heilige, theuere Reliquie hatte der Tod aus diesem Papiere für den Grafen gemacht! Was er in diesen verdeckten und verschlossenen Schriftzügen lesen sollte — es war ein letzter Wille: eine Sprache, die geführt wurde, da der Gedanke schon die Grauen des Todes überwunden und wie von einer jenseitigen Welt herüber noch die Angelegenheiten der diesseitigen ordnete.

Der Graf steckte die Papiere zu sich. Erst mußte die Sorge für die theuere Tode abgethan sein, dann kam ihre Sorge für die Lebenden an die Reihe. Der Mensch hat sich gewöhnt, auch die Thatsachen des tiefsten Schmerzes mit einer gewissen herkömmlichen Ordnung zu behandeln, und daß er Das kann, macht ihn eben so tragfähig für den Schmerz.

Der Einzug des Grafen in die seit Jahren vernachlässigte und von ihm und der Gräfin nur selten und auch dann nur für kurze Zeit besuchte Veste, mußte Allen, welche in irgend welcher Beziehung zu derselben standen, überraschend kommen. Die winterliche Jahreszeit hatte einen Besuch des Grafen nicht erwarten lassen, auch war nicht, wie sonst, dem Besuche ein Theil der Dienerschaft vorausgegangen, um die

Räume des Schlosses traulich und wohnlich zuzubereiten. Als man der herrschaftlichen Equipage, in der der Graf und sein Sohn saß, Trauerflöre um die Arme und die Gesichter bleich und schmerzlich abgespannt, einen Wagen folgen sah, der schwarz ausgeschlagen war, in welchem ein mit schwarzem Tuche überhangener Sarg stand und die Gräfin für Jedermanns Auge verborgen blieb — da freilich ahnete man den traurigen Zusammenhang der Dinge und fand es gerechtfertigt, daß der Einzug des Grafen in die altväterliche Veste nicht in gewohnter Weise und Ordnung geschah.

Andern Tages verkündigten die Glocken der Kirche, daß der Priester sein heiliges Amt übe und die irdische Hülle der Gräfin zur Verwesung weihe und segne.

Nachdem der Todten der letzte Dienst erwiesen worden war, konnte der Graf an die Wünsche denken, die er in dem hinterlassenen Testamente seiner Gemahlin niedergelegt vermuthen mußte. Noch am Abend des Eintreffens auf dem Schlosse waren die herrschaftlichen Zimmer von der mitgekommenen Dienerschaft geordnet und zum Gebrauche zugerichtet worden. Der Graf konnte sich in sein Zimmer zurückziehen und mit ungetheilter Hingabe seines Geistes und Herzens der Durchsicht des Testamentes widmen.

Er erbrach die Siegel desselben nicht hastig, nicht mit der Leidenschaft, die sich auf den Inhalt stürzt; für ihn war jetzt alles werth und theuer, was zu der

Todten in einiger Beziehung gestanden; an alle Gegenstände, die ihr angehört, knüpfte die Erinnerung an und malte mit ihren blühenden Farben herzige, wenn auch verschönte Bilder, an die wir, um ihres wohlthuenden Eindruckes willen, so gern glauben.

Als der Graf endlich die Siegel löste, geschah es mit der gesteigertsten Erwartung: „Was wirst du drinnen finden? Welches werden ihre letzten Worte sein?" — Er las und las wieder und schien am Ende den Inhalt des Testaments doch nicht erfaßt zu haben.

Er schüttelte zu wiederholten Malen den Kopf und sein forschend auf den Schriftzügen ruhender Blick schien zu sagen: „Seid Ihr mir so schnell fremd geworden, daß ich Euch nicht mehr verstehe!"

Die Gräfin — das ging aus dem Testamente hervor — hatte dasselbe im Gefühle ihrer baldigen Auflösung geschrieben. Sie versicherte dem Gemahl, daß er ihr ganzes Leben hindurch der einzige Gegenstand ihrer Liebe, ihrer Sorge, ihres Daseins überhaupt gewesen sei; daß er diesem Zuviel ihrer Liebe zu ihm es zuschreiben möge, wenn er je erführe, daß sie an ihm gesündigt habe.

Das war die dunke, unerklärbare Stelle, die durch den Nachsatz: „Ich gehe, Gott zu beichten, denn für mich hat nur Er das Schlüsselamt zu binden oder zu lösen!" nur dunkler, nur unerklärbarer wurde, über welche der Gedanke des Grafen nicht

hinwegzukommen vermochte. Er durchforschte und durchwühlte das Leben der Todten nach einem Geheimnisse, das ihm im Testamente angedeutet schien, er fand keines. Und doch wieder konnte mit dem veränderten Wesen der Gräfin, das er erst herausfand, als er bei der Leiche der Gattin stand, eine dunkle, tiefverhüllte That sehr möglicherweise zusammenhängen. Welche That konnte es sein! Was hatte der Graf zu erwarten, wenn vor dem Geheimnisse der verhüllende Schleier sank!

Die Gräfin hatte bei Allen, die sie gekannt, für eine Frau gegolten, der ein großer, starker Geist innenwohnte; in ihrem Testamente freilich war diese Eigenthümlichkeit nur andeutend, nur halb ausgedrückt: sie schwieg, aber sie sagte erst, daß sie schweige; sie nahm ihr Geheimniß mit in das Grab, doch nur, indem sie dem Gatten gleichsam nachträglich die Erlaubniß dazu abzwang. In diesem Widerspruche hatte sie sich wahrscheinlich selbst genug thun wollen, indem sie das befolgte, was der Verstand als nothwendig erkannt, und dem Herzen nachgab, das diese Handlung aus Erkenntniß als nicht mit seinem Wesen in Einklang stehend, deklarirte.

Weiter im Testamente traf der Graf auf Verfügungen über Gegenstände, die seiner Gattin angehört hatten. Daß er eine Freundin, eine Nichte, eine Pathe mit Andenken, vielleicht auch mit mäßigen Legaten bedacht fand, hatte nichts Auffälliges: die

Gräfin war von Allen geliebt worden; diese Andenken, diese Legate konnten daher nur als Beweise ihrer Gegenliebe gelten. Als er aber las: „20000 Gulden und den Ring mit rothen Rubinen, den ich bei meinem Leben unausgesetzt trug, weil er als ein heiliges Andenken an meine verklärte Mutter mir theuer war, erhält nach meinem Tode ein armes Mädchen, Namens Mascinska Bernard," — da hielt er wieder im Lesen inne und fixirte die Buchstaben, ob sie auch nicht gelogen, nicht neckende Masken vorgenommen und nun, nachdem sie diese abgelegt, ganz anders lauteten. — Aber die Buchstaben blieben dieselben; nur ernster, nur geheimnißvoller wurden sie! Wie tiefe dunkle Abgründe zogen sich die schwarzen Linien über das Papier hin, in die der Graf hinabschauete, wie in dunkle, schauerliche Tiefen, nach dem Geheimnisse spähend, das für ihn auf dem Grunde derselben lag.

Er mußte aufhören mit Lesen und mit Denken. Die Buchstaben verwirrten sich wie seine Gedanken. Er legte das Papier in die alten Brüche wieder, schob es in das, nur von einer Seite geöffnete Couvert, stand auf und verschloß das Testament in sein Bureau, dann suchte er seinen Sohn Gottward auf.

Im Rüstsaale traf er auf Gottward, der die an der Wand hängenden Jagdgeräthschaften prüfte und

im Anblick der zum Theil kostbaren und seltenen Jagdgewehre sich mit seinem Geiste völlig verloren zu haben schien. Er bemerkte seinen Vater erst, als dieser dicht neben ihm stand und mit vorwurfsvollem Blicke ihn betrachtend, sagte: „Du giebst Dir viel Mühe, zu vergessen, und wie ich sehe, gelingt Dir das recht gut!“

Wie der Graf neben dem Sohne stand, hätte man versucht werden können, in den beiden Erscheinungen zugleich ihr gemüthliches Verhältniß zu einander erkennen zu wollen. Graf von Eggenhof war eine hohe, gebietende Erscheinung. Sein Antlitz hatte etwas Festes, fast Strenges. Das Auge blickte scharf und forschend, um den Mund lagerte ein Zug stolzer Selbstbewußtheit; die längliche schmale Nase war leicht gebogen und die sehr kurz verschnittenen Haare, die die hohe markige Stirn plastisch hervortreten ließen, vollendeten die ausdrucksvolle Form des Kopfes. Ein seltsamer Kontrast machte den Kopf noch interessanter: während nämlich das Kopfhaar silbergrau war, erglänzte der die Oberlippe bedeckende Bart im dunkelsten Schwarz.

Auffällig gegen die männlich schöne Erscheinung des Vaters stach die des Sohnes ab. Gottward war nicht von so hohem Wuchse, wie sein Vater, seine Gestalt war gedrungen, voll und breitschultrig. Seine Haare, vom hellsten Blond, hatten schon für die Freunde und Verwandten des gräflichen Hauses Stoff

genug zu lauter und stiller Verwunderung gegeben, da die Haare der Gräfin ebenfalls vom dunkelsten Schwarz gewesen waren. Dem vollen runden Gesichte war ein Zug von Gutmüthigkeit aufgeprägt, der im ersten Augenblicke etwas fast Einnehmendes, Wohlthuendes hatte, mit der Zeit aber durch seine Permanenz doch langweilig wurde. Die blauen Augen waren groß und blickten offen; die Form des Gesichts war weich, abgerundet, fast weiblich und ließ den Ausdruck von Energie vermissen.

Dieses in allen Beziehungen gutartige Gewöhnliche an Gottward hatte nun allerdings den Beifall des Grafen durchaus nicht. Der bis zur Starrheit willenskräftige Mann, der zwei Herzen hätte brechen können, um seinen Stammbaum im Grünen zu erhalten, mußte an dem alltäglichen Wesen seines Sohnes Anstoß nehmen. Das leicht erregbare Gemüth Gottward's war eben auch so leicht wieder dem Troste, wenigstens der Zerstreuung zugänglich; sein Wesen schien so glatt und schlüpfrig, daß kein Eindruck daran haften blieb. Der Tod der Mutter hatte die Flügel seiner Seele gänzlich gelähmt; aber bald fühlte er mit Unmuth, daß er sie nicht regen konnte, daß sie an seinem Wesen schlaff und kraftlos herabhingen und diesem nicht mehr wie seither zum — Schwalbenfluge dienen wollten. Das ängstigte ihn schon und machte ihn um sich selber besorgt. Er fürchtete, diesem Eindrucke erliegen zu können, und suchte, im Mangel eines

gegensätzlichen, der sich ihm eben nicht darbot, den empfangenen durch Zerstreuung abzuschwächen. Im Rüstsaale die Jagdgeräthschaften, draußen die noch winterliche Natur boten ihm zusammenwirkend das Mittel, sich zu zerstreuen. Gottward war eben im Begriffe, mit Büchse und Jagdtasche einen Ausflug in den Wald zu machen.

Der Graf, wie alle energievolle Menschen, heftig und leidenschaftlich in seinen Empfindungen, war durch den Tod seiner Gemahlin viel zu tief erregt worden, als daß er schon jetzt auf heilende Mittel gegen die Blutungen seines Herzens hätte denken sollen; er verlangte aber auch vom Sohne, daß dieser eine gleich tiefe, gleich bewegte Trauer für die Mutter habe, wie er sebst für die Gattin. Daß der Sohn in Allem, auch in der Trauer um die Todte, ihm so unähnlich, so fast entgegengesetzt war, fühlte er jetzt doppelt schmerzhaft, wo der Sohn auch Erbe der Liebe sein sollte, die der Graf für seine Gattin gehabt. „Es ist für mich kein Fortleben mit ihm!" war die Empfindung, die in dem Grafen aufstieg, als er den Sohn in der Rüstkammer fand, der mit dem lebendigsten Interesse die Jagdwaffen prüfte.

Noch im Widerstreite mit sich, ob er dem Sohne sich mittheilen solle oder nicht, hatte er ihn aufgesucht; hätte er ihn im Ahnensaale vor dem Bilde der Gestorbenen gefunden, oder ihn in der Gruft an dem neu aufgestellten Sarge darin suchen müssen — viel-

leicht hätte er sich ihm mitgetheilt, hätte ihn um dieser Trauer willen würdig gefunden, Mitwisser des geheimnißvollen Testaments zu sein; doch wie er seinen Sohn fand, schon so abgewendet von der Todten und das Antlitz dem Leben zugekehrt — das hieß ihn schweigen, hieß ihn, sein Geheimniß tief in sich verschließen.

Der Blick des Grafen, wie er auf Gottward ruhete, die finstern, drohenden Wolken auf der Stirn, die wie Blitze zuckenden schwülen Züge um den Mund, ließen genugsam ein Ansammeln jenes Stoffes erkennen, der sich im furchtbarsten Zorne zu entladen pflegte.

Gottward war auch darauf gefaßt. Er begriff instinktiv, weshalb sein Vater so ernst, so schweigsam drohend vor ihm stand, daß dieser von ihm forderte, das Bild der Mutter im Herzen frei zu halten von dem Staube, den die Zeit darüber breiten werde, und daß er dieses Bild seinem eignen geistigen Auge verhüllt hatte, um diesem eine veränderte Richtung zu geben. Dieses Gefühl der Schuld benahm ihm den Muth, seinem Vater gegenüber die Art seines Wesens zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, ihm zu sagen, daß unsere Empfindungen nicht Produkte unseres Willens sind, denen wir die Tiefe, oder Stärke, oder Dauer geben können, die man von ihm verlangt.

Der Graf sprach einige Worte, wie um sich selbst zu bezwingen und seine Gedanken und Empfindungen

von der eingeschlagenen Richtung abzulenken. Gottward antwortete mit Zurückhaltung; er mißtrauete dem Gespräche, daß es eine gefürchtete Wendung nehmen könne.

Die Stimmung des Grafen war allerdings eine solche, daß ein nicht genug bedachtes Wort den im Innern aufgehäuften Zündstoff Feuer fangen lassen konnte; dem Sohne kam es darum äußerst gelegen, daß ein in den Schloßhof rollender Wagen das beängstigende Tête à tête mit dem Vater unterbrach.

Die Ankommenden waren Leonide Freifrau von Dürrbach und ihre Gesellschafterin, Louise von Aßman.

Leonide, die Schwester des Grafen, war seit bereits zehn Jahren Wittwe. Sie war nur um wenige Jahre jünger als der Graf; aber ein sehr lebhafter und beweglicher Geist, dem nach manchen Seiten hin sogar Frische und Eigenthümlichkeit nicht abzusprechen war, sowie ein gewisses „Auf sich selbst halten,“ das selbst einige Toilettenkünste nicht verschmähete, ließen sie jünger erscheinen als sie war. Die feinen, länglichen Formen des Gesichts, der Zug einer gewissen Abgemessenheit, Strenge und Kälte auf demselben, die edle, fast majestätische Haltung des Körpers, unterstützt von einem schönen, überall Ebenmaaß haltenden Wuchse, drückten ihrer Erscheinung den Stempel der vollendetsten Aristokratie auf.

Wirklich besaß Leonide eine Achtung vor der Würde ihres Familienstammbaumes, die fast an Ver=

ehrung grenzte. Bestimmten den Grafen die mit seinem Stammbaume verbundenen Vorrechte, ihn gegen alle Verhältnisse zu stützen, die ihn brechen konnten, lag für ihn auch in der langen Geschichte desselben etwas Ehrwürdiges, etwas rührend Erhebendes, so vermochte er doch immer noch nicht, wie Leonide, die lange Ahnenreihe als von Ewigkeit her vorausgesehen und bestimmt zu erkennen.

Darin gingen Beide auseinander, daß der Graf den Adel als von dem Gange der Geschichte und Cultur der Gesellschaft eingeordnet erklärte, Leonide aber seine Existenz der göttlichen Ordnung zuschrieb, von der sie wörtlich auch die Haare auf unserm Haupte gezählt glaubte. Trotz dieser Meinungsverschiedenheit kamen jedoch Bruder und Schwester in dem Anerkenntnisse der Nothwendigkeit des Adels wieder zusammen, dem Knotenpunkte, in welchen sich die auseinandergehenden Meinungen wieder verknüpften.

Leonide hatte, as sie den Tod ihrer Schwägerin erfuhr, dem Bruder erklärt, daß sie ihr Leben ihm widmen und selbst seine Einsamkeit auf Saczdin theilen würde. Aber erst mußte der Begräbnißakt vorüber sein; es gehörte mit zu den Eigenthümlichkeiten ihres Wesens, daß der Anblick von Gestorbenen und Begräbnißceremonien, auch wenn sie Pracht und Eleganz entwickelten, verstimmend auf sie einwirkte.

Damit dem Grafen die weibliche Pflege nicht fehle, ließ sie sich in der Sorge um den Bruder von

ihrem Gesellschaftsfräulein unterstützen. Auch Louise von Aßman gehörte einem altadeligen Geschlechte an; dieses Verdienst erwarb ihr das Wohlwollen Leonide's, die das mittellose Mädchen aus einem Fräuleinstift in ihr Haus genommen, vielleicht in der geheimen Hoffnung, von hier aus für ihren Schützling eine „anständige Versorgung" zu ermöglichen.

Sie dachte dabei keinesweges an Gottward, — dieser war mit ihrem Stammbaume viel zu fest verwachsen und stand deshalb für Louisen viel zu hoch: die künftige Gemahlin Gottward's mußte dem Gatten sowohl im Alter wie auch in der Höhe des Adels und selbst finanziell ebenbürtig sein.

Für Louisen war sie schon viel weniger wählerisch; die Mittellosigkeit des Fräuleins ward durch ein gewinnendes Aeußere nicht aufgehoben und machte Rücksichten nöthig.

Louise war eine jener zarten Erscheinungen, für welche das Leben uns fast zu rauh, zu materiell erscheint. Das goldblonde Haar umrahmte eines der lieblichsten Gesichter. Die Formen waren nicht von tadelfreier Reinheit: das Blau der Augen war nicht so tief und entschieden, um für unwiderlegbar schön gelten zu müssen; aber das Auge blickte so offen, die Formen waren so fein und gerundet, der Ausdruck des Gesichts sprach so sehr ein fügsames und bescheidenes Wesen aus, daß der Eindruck, den Louise von Aßman

machte, immer ein anmuthender, liebenswürdiger sein mußte.

Der Empfang der beiden Frauen gab dem Grafen genug zu thun, um die Unterhaltung mit seinem Sohne, der ihm in den Hof des Schlosses gefolgt war, zu vergessen.

Während die Dienerschaft beschäftigt war, das mitgebrachte Gepäck in das Haus zu tragen, führte der Graf seine Schwester auf die für sie vorbereiteten Zimmer; Gottward mit Louisen folgte.

Das Wiedersehen zwischen Bruder und Schwester war ein herzliches. Der Graf fühlte das Bedürfniß eines neuen, gemüthlichen Anschlusses an irgend Jemand, seit seine Gattin gestorben und er sich auf's Neue überzeugt hatte, daß das Verhältniß zwischen ihm und seinem Sohne auseinanderstrebend war.

Auch Gottward war über die Ankunft der beiden Frauen erfreut. Wie er schon in Wien Gelegenheit hatte, zu beobachten, war das Wesen der Tante darnach angethan, Leben und Bewegung in das verödete Schloß zu bringen.

Schon bei den Besuchen, die er im Hause der Tante in der Hauptstadt gemacht, hatte er den wohlthuenden Eindruck empfunden, den Louise von Aßman machte. Er erneuerte um so lieber und um so hoffnungsvoller die frühere Beziehung zu ihr, da er im voraus sah, daß er mit dem Bedürfniß nach Umgang und Unterhaltung meist auf sie angewiesen sein würde.

Die Empfindungen der Menschen für einander, ihr Zu- oder Abneigen beruht meistens auf Gegenseitigkeit. Gottward fühlte sich von seinem Vater nicht geliebt, fühlte, daß das Verhältniß zwischen diesem und sich von der Natur geordnet worden war, ohne daß sie alle Bedingungen eines solchen Verhältnisses erfüllt hatte.

Aber auch von der Tante wußte er sich nicht geliebt. Der stolzen Dame, die in ihrer Geburt, in der Geschichte ihres Hauses ein von Gott verliehenes, nicht hoch genug zu würdigendes Vorrecht verehrte, war Gottward die ritterliche Erscheinung nicht, wie sie, nach ihrer Meinung, zum Anschluß an die lange Reihe ihrer Ahnen sich schicke.

So mußte Gottward sich zu Louisen hingedrängt und durch das Anmuthende, das Erquickende ihres Eindrucks von ihr festgehalten fühlen. Und daß Louise in gleichem Falle war, Niemandem anzugehören, als sich; daß bei aller Zartheit, welche Leonide dem Verhältnisse des Mädchens zu ihr zu geben suchte, dieses doch kein freies, kein selbstgewähltes, keines in dem Wesen Louisens wurzelndes und dasselbe ausfüllendes war, mußte sie um so bereiter machen, sich in ihrem ganzen, vollen Wesen, wie es zu einer erquicklichen und ergiebigen Freundschaft gebraucht wird, von Gottward finden zu lassen.

Der Aufenthalt der Frauen auf dem Schlosse, der zugleich die Zahl der Dienerschaft vermehrt hatte, erhöhete auch die Bedürfnisse der Küche und machte vergrößerte und manichfaltigere Lieferungen in dieselbe nöthig. Wenzl, der alte Förster, dem selbstverständlich die Wildpretlieferungen zufielen, lag krank darnieder, und so wurde zur Nothwendigkeit, wonach sich Gottward anfangs um des Vergnügens willen gesehnt — daß die Wildlieferungen auf's Schloß von ihm übernommen wurden.

Die Büchse über der Schulter, die Jagdtasche umgehangen, Tiras, seinen Lieblingshund an der Seite, so zog Gottward in den Wald hinaus. Alle Sorgen, Schmerzen, Rücksichten, Hoffnungen und Befürchtungen blieben für ihn auf der väterlichen Burg zurück. So viel Bäume der Wald hatte, so viel Mahnungen waren es für Gottward, nur immer die herabtropfende Gegenwart aufzufangen, gleichviel, ob im goldnen Becher, ob in der hohlen Hand, und den erquickenden Tropfen zum Munde zu führen, nicht aber zu warten, bis das Leben sich im auffangenden Gefäße zum kräftigen Trunke eingesammelt.

„Das Schicksal wirft dir das Gefäß um, in dem du sammeln willst, und verschüttet dir den köstlichsten Trank!“ sagte sich Gottward, sein eigenes Wesen vor sich selber rechtfertigend, und schritt der Wohnung des alten kranken Försters zu.

Menschen, die alle Begegnisse des Lebens gewohnt

sind, in eine gewisse Ordnung einzufügen, und diese in allen Verhältnissen finden, die kaleidoscopisch das Leben gestalten, hätten vielleicht auch einen geheimnißvollen tiefliegenden Zusammenhang in dem Umstande gesehen, daß der Förster bei der Nachricht vom Tode der Gräfin anfangs wie vom Blitze getroffen, betäubt und starr stand und dann wie gebrochen zusammensank, so daß er aus dem Dorfe, indem er sich bei Eingang der Todesnachricht gerade befand, auf einer Trage in seine Behausung gebracht werden mußte.

Gottward hatte von frühester Zeit an eine gewisse Zuneigung zu dem Alten gefaßt, die man fast kindlich hätte nennen mögen. Damals, als Gottward geboren wurde, stand Wenzl zwar als Leibschütz in der nächsten Umgebung des Grafen; allein, als bald darauf die Försterstelle, die Wenzl's Vater begleitete, durch den Tod des Letzteren frei ward, rückte der schon in den Mannesjahren stehende Sohn in dieselbe ein.

Die Försterfamilie bildete ebenfalls eine Ahnenschaft, die ihren Stammbaum buchstäblich vor der Försterwohnung hingepflanzt hatte. Es war eine Eiche, die ein Ahne Wenzl's in den Boden gesenkt, als Andenken an eine That, die der Familie Wenzl das försterliche Erbrecht verliehen.

In der Chronik auf Saczdin und in einem alten, frommen Buche im Försterhause, auf dem weißen ersten Blatte steht es geschrieben, daß 1662 der Förster Wenzl, welcher durch riesigen Wuchs und unge=

wöhnliche Körperstärke berühmt gewesen, die junge Gräfin Hildegunde aus den Händen des Junkers von Strachwitz befreit, der mit ihrem Vater, dem Grafen von Eggenhof in Fehde gelebt, und der Gräfin bei einem Spaziergange aufgelauert habe, um sie zu entführen.

Der försterliche Urahn hatte sich für seine That vom damaligen Grafen nichts erbeten, als daß er ihm für sich und seine Nachkommen versprechen möge, die Försterstelle so lange von den Wenzln besetzen zu lassen, als ein männlicher Erbe in der Familie dafür vorhanden sei.

Das Waidmannsleben schien aber in Blut und Leben der Familie übergegangen zu sein; Glied um Glied hatte sich dem „edlen" Waidwerk gewidmet; durch die Zweige der Eiche wehete schon der Luftstrom fast zweier Jahrhunderte und noch immer war ein Wenzl Förster der gräflichen Waldungen.

Es war der letzte Wenzl! — „Der Förster, als er noch gesund Abends auf der steinernen Bank, die am Hause angebracht war, sich ausruhete" — so erzählte Josephine, seine Wirthschafterin, — „hatte oft die Eiche mit eigenthümlich traurigem Blicke betrachtet, als schmerze es ihn, daß sie durch ihn nicht neubegrünt werde." Er war aber doch aus der Versunkenheit seines Geistes immer wieder zu sich selber gekommen und hatte dann lächelnd geäußert: „Sie kann nicht ewig grünen, nicht wahr, Josephine? Nicht ewig!"

Was bei solchen Gelegenheiten in ihm vorging, wodurch diese Betrachtungen, die keine allgemeinen waren, sondern sich auf einen Zustand, ein Erlebniß des Försters bezogen, erzeugt wurden, blieb selbst Josephinen, trotz der Gewohnheit und Vertraulichkeit eines täglichen Umganges, Geheimniß. Sie konnte sich nur sagen: „Es ist Etwas in ihm, das ihn drückt, das ihm schwer aufliegt, und das er doch dem liebevollsten, dem hingebendsten Vertrauen verhüllt!"

Als Wenzl die Försterwohnung bezogen, hatte er Josephinen schon vorgefunden, sie war ihm wie ein Erbstück aus dem Nachlasse seines Vaters mit zugefallen, dessen Gattin die Erde früher verlassen, als er. Damals hatte auch Josephine noch in den bessern Jahren gestanden, wo man für das Hauswesen tüchtig ist und auch noch eine Spätblüthe des Herzens treibt. Vom „neuen" Förster, dem sich kein Verhältniß des Herzens nachweisen ließ, glaubte man deshalb, er werde Josephinen zur Frau Försterin machen. Aber es verging Jahr um Jahr und Wenzl lebte nur innern Vorgängen, oder setzte sich der alten Eiche gegenüber auf die steinerne Bank, als sähe er vielleicht in ihren dunkeln Schatten Gestalten sich bewegen, die seiner Erinnerung entstiegen.

Die Zuneigung welche zwischen Wenzl und Gottward bestand, schien zu jenen auf geheimnißvollem Grunde ruhenden Thatsachen zu gehören, mit welchen das Leben des Försters, nach der Meinung der Menge,

nun einmal angefüllt war. Wenzl hatte zu bald nach der Geburt Gottward's das Schloß verlassen und war in die Försterwohnung gezogen, und der Graf lebte seit jenem Ereignisse auf Drängen der Gräfin mehr in Wien, als auf Saczdin, als daß sich diese gegenseitige Neigung gewohnheitsmäßig durch den Umgang hätte bilden können. Zwar geschah es oft und plötzlich, daß der Graf mit seiner Familie auf dem väterlichen Schlosse einsprach und daß Gottward, als er größer war, dann einen Besuch im Försterhause machte: aber der jedesmalige Aufenthalt war doch dann so kurz, daß eine Neigung sich wenigstens nicht bilden konnte, es mußte also eine plötzlich entzündete oder von vornherein vorhandene, bei Gottward eine von der Natur mitgegebene sein.

Wie Gottward den alten Freund jetzt traf, lag dieser bleich und unruhig auf seinem Lager, der Kenner würde bald an ihm herausgefunden haben, daß die Wurzel der Krankheit im Gemüthe lag und von da aus durch den Körper sich verzweigte. Bei'm Eintritt des jungen Grafen zuckte ein bleiches Lächeln auf den Lippen des Kranken.

Er streckte dem Eintretenden die Hand entgegen.

„Wenzl! Wenzl!" rief Gottward. „Steht es so schlimm?"

Der Förster zuckte die Achseln.

„Ich wollt', ich könnte abschließen ganz und völlig," versetzte er. „So aber — im kurzen Dasein werden

wir zu Schuldnern der Erde, und wenn wir uns aufmachen wollen zur großen Reise — bah, da hemmt's, da giebt's kein Fortkommen, bis wir bezahlen. Und wer's nicht kann —"

„Was drückt Euch?" frug Gottward mit Theilnahme.

Der Förster schüttelte traurig das Haupt.

„Könnt' ich's sagen!" seufzte er tief auf. „Und doch läßt mir's keine Ruhe! Ich werde es niederlegen müssen, wie ein Testament, nur damit es von der Brust abgewälzt wird, und die Kirche wird ihr Siegel darauf drücken, ihr unlösbar heiliges Siegel!"

Er betrachtete den jungen Grafen mit traurigem Blicke und mit einem Ausdrucke, als wolle er ihn für einen Schmerz um Verzeihung bitten, den er ihm bereiten müsse.

Gottward hielt es in der Krankenstube, trotz der Neigung für den Förster, nicht lange aus. Es hat für den Gesunden etwas Widerstrebendes, in der Nähe eines Kranken zu sein und den verkörperten Gedanken auf sich wirken lassen zu müssen, daß es uns überwältigende, uns keinen Willen einräumende Zustände giebt, denen auch wir verfallen können.

Nachdem sich Gottward erhoben hatte, um sich von seinem alten, kranken Freunde zu verabschieden, schien es jenem, als wolle Wenzl ihm eine wichtige Mittheilung machen; doch wie Gottward sich zu ihm niederbeugte, um, wenn es Geheimnißvolles war, sein

Ohr dem Munde des Kranken möglichst nahe zu bringen, sagte dieser, wie zu sich selbst:

„Nein! Nein! Man muß nicht immer und überall vorbauen wollen; Gott hat die Hand frei — damit soll er lenken.“

Er reichte dem sich Verabschiedenden die Hand und wandte sich dann um, der Thüre zu, um Gottward mit seinen Blicken so weit zu folgen, als Wände und Thüren es gestatteten.

Draußen im Walde war es kühl und still. Hier und da sprang ein Wild auf, Gottward bemerkte es nicht: was er in der Försterwohnung gesehen und beobachtet, beschäftigte ihn noch ausschließlich. Auch ihm war es nicht entgangen, daß sein alter Freund tief im Innern litt, daß er von Etwas um so stärker bedrückt wurde, je schwerer es ihm zu werden schien, sich mitzutheilen.

Mitten in diesen Gedanken wurde Gottward durch einen seltsamen Anblick aufgeschreckt.

An einem Baume gelehnt stand ein junger Mann von kaum achtzehn Jahren. Die umgehangene Jagdtasche und das Jagdgewehr in der Hand verriethen den Stand des Jägers, Wie aber kam der in das Revier des Grafen? Dem Förster angehören konnte der junge Bursche auch nicht, denn sonst wäre davon

Meldung auf dem Schlosse geschehen; zum Mindesten hätte ihn, Gottward, der Förster davon unterrichtet.

Und doch stand der junge Bursche keck und verwegen und schauete den ihn halb verwundert, halb fragenden jungen Grafen ruhig und fest an.

Dabei war der Bursche von einer Schönheit, die Gottward so vollendet und tadellos noch nicht gefunden. Das längliche Gesicht war vom reinsten Schnitte, wie die Künstler Griechenland's diese Formen liebten. Der Mund war klein, die Lippen keck aufgeworfen; die großen dunkeln Augen waren von langen, seidnen Wimpern umschattet, über ihnen wölbten sich in zwei herrlichen Bogen die dunkeln zarten Brauen. Das schwarze Haar war wie in einer einzigen Locke um den schönen Kopf gelegt, der trotz der kalten Jahreszeit von einem leichten Rohrhute mit breiter Krempe bedeckt war.

Lange hatte Gottward im Anschauen der Schönheit des jungen Burschen vor diesem gestanden, als ihm endlich einfiel, daß er zu fragen habe, mit welchem Rechte der Bursche auf fremdem Reviere jage.

Der junge Mann sah bei dieser Frage überrascht zu Gottward auf.

„Rechte? Rechte?" wiederholte er. „Giebt es denn da besondere Rechte?"

Die Reihe des Erstaunens war jetzt an Gottward. Dieser war viel zu sehr in die auf dem Schlosse gültigen Meinungen und Anschauungen eingelebt, als

daß er es nicht auffallend finden mußte, Jemandem zu begegnen, der in diesen Meinungen und Anschauungen nicht auch aufgegangen war, wie er.

„Dieser Wald mit seinem Wildstande gehört meinem Vater, dem Grafen Eggenhof," sagte er. „Es darf Niemand darin jagen, dem er es nicht erlaubt hat."

Der junge Bursche schüttelte wie ungläubig den Kopf.

„Diese Hirsche, Rehe, Füchse, Haasen gehörten alle, alle nur einem einzigen Menschen!" frug er staunend. „Was will der mit so viel Wild?"

Es war an Gotthard deutlich zu merken, der junge Mensch fragte mehr, als er ihm beantworten konnte.

„Wir lassen das Wild zu Markte bringen, dort kauft, wer will und braucht," sagte er endlich.

„Ich kann nicht kaufen, weil ich kein Geld besitze!" fuhr der junge Jäger heftig auf. „Aber ich brauche Wild zu kräftiger Nahrung für meinen Vater. Der ist krank, ist schwach; er würde sterben, brächte ich ihm nicht dann und wann einen Hasen, ein Reh nach Hause!"

„Wie!" rief Gottward erstaunt. „Du jagst auf unserm Gebiete schon lange und sagst mir das noch dazu in's Gesicht?"

„Warum denn nicht?" fragte der Bursche naiv.

„Weil das verboten ist!" versetzte Gottward hef-

tig. „Weil mein Vater Dich deshalb in's tiefste Gefängniß werfen lassen kann."

Bei dem Worte „Gefängniß" schien es den Jäger kalt zu überrieseln: er schüttelte sich.

„So soll mir der Graf wöchentlich einen Haasen und ein Reh für meinen Vater schenken," sagte er nach kurzem Besinnen.

Gottward war über diese Zumuthung fast erschrocken; nach einigem Besinnen konnte er sich wohl sagen, daß sie bei der Größe des Wildstandes und den seltenen Jagden des Grafen nicht allzugroß und — wenigstens annähernd — zu erfüllen, bei der im Allgemeinen humanen Denkart des Grafen keine Unmöglichkeit war; nur die Art, wie die Bitte gethan wurde, hatte etwas — Verletzendes konnte er nicht sagen, nnd doch stand sie der Bittform gänzlich fremd.

„So komme mit auf's Schloß!" befahl Gottward. „Ich will für Dich und Deinen Vater vorsprechen. Aber Büchse und Jagdtasche leg' außen ab. Sie würden Deine Bitte schlecht unterstützen."

„Ich will sie beim Förster einstellen," schlug der junge Mann vor.

Gottward stutzte. Da der junge Wilddieb Büchse und Tasche beim Förster einlegen wollte, mußte dieser ohne Zweifel um das Gewerbe des jungen Mannes wissen. „Warum läßt er ihn gewähren?" fragte er sich. Er fand zwar eine Menge Antworten auf

diese Frage, keine aber, die erschöpfend und deshalb befriedigend gewesen wäre.

„Du kennst den Förster?“ fragte er nach einer Pause des Nachdenkens.

Das Antlitz des jungen Mannes leuchtete freudig auf, wie wenn Jemand etwas innerlichst Wohlthuendes zu ihm gesprochen.

„Ich kenne ihn!“ versetzte er nach einigem Zögern. „Er hat mich die Büchse führen gelehrt; die Waffe die ich trage ist sein Geschenk. Auch die Jagdtasche!“

Die Antworten des Burschen machten für Gottward das Verhältniß, in welchem jener zu dem Förster stand, nur räthselhafter. Er hätte gern weiter gefragt, doch lag in seinem Forschen eine Verletzung für den alten Freund, deren sich schuldig zu machen, sein Gefühl sich sträubte.

„Sei es immerhin, daß Wenzl sich nicht ganz ehrlich gegen dich benommen, dem kranken Alten trage diese Schuld nicht nach!“ dachte Gottward und schritt mit seinem Begleiter, den er halb, ohne daß dieser es ahnte, als Gefangenen betrachtete, dem Schlosse zu.

Als Gottward mit seinem Begleiter auf dem Schlosse anlangte und dieser auf Gottward's Gebot Gewehr und Jagdtasche beim Castellan niedergelegt, beeilte er sich, seinen Vater aufzusuchen und ihm von dem Ereigniß im Walde Mittheilung zu machen. Der junge Mann blieb im Corridore einstweilen zurück.

Als Gottward in das Zimmer seines Vaters

trat, fand er auch die Tante anwesend. Beide schienen in seltsamer Aufregung zu sein. Vielleicht hatte der Graf irgend welche, von Gottward nicht zu deutende Mittheilungen empfangen. Denn er sah, daß der Graf bei seinem Eintritt ein Papier zusammenlegte, dasselbe in ein Couvert schob und dann zu sich steckte. Dabei hatte aber das väterliche Auge so forschend, so fragend auf ihm geruht und die Tante hatte ihn so nachdenklich, so fast zweifelnd betrachtet, daß Gottward sich hätte fragen mögen: „Bin ich denn seit den paar Stunden meiner Abwesenheit vom Schlosse ein Andrer geworden? Ist denn etwas so plötzlich seltsames an mir?"

Gottwart referirte kurz sein Begegniß im Walde, die Bitte des jungen Burschen, die er freilich in ein demüthigeres Gewand kleidete, und die Anwesenheit desselben draußen im Corridor.

Leonide warf beim Anhören dieses Berichtes ihrem Bruder einen Blick zu, der sagte: „Sind das Manieren eines Menschen von besserem Blute?" Der Graf war aber der Erzählung Gottward's mit einem fast wohlwollenden Interesse gefolgt, und als Gottward geendet hatte, befahl er, den draußen Harrenden hereinzuführen.

Leonide war mit dem Benehmen ihres Bruders nicht ganz einverstanden; ihr erschien die Erfüllung einer Bitte an Werth zu gewinnen, wenn man deren Anbringen erschwerte. Sie war nicht ohne Wohlwollen, aber sie wußte es immer so einzurichten, daß für sie

daraus zugleich ein Heiligenschein aufstieg, der sich ihr um's Haupt legte. Der Bruder war ihr deshalb für solche Fälle viel zu leicht zugänglich.

Beim Anblicke des jungen, hübschen Mannes kam sie indeß rasch von dem Voreingenommensein gegen ihn zurück. Ihr Staunen glich fast einem Erschrecken; sie warf einen Blick auf den Bruder, der ebenfalls im Anschauen des jungen Mannes erstarrt stand.

Nach einer Weile blickte der Graf auf und nach seiner Schwester hin, die Blicke begegneten sich, Beide sprachen einen Gedanken, eine Empfindung aus.

Gottward hatte das Benehmen seines Vaters, das seiner Tante, sowie die wechselnden Blicke bemerkt. Er fühlte sich wie ausgeschlossen aus dem Vertrauenskreise, in welchen er doch hineingehört hätte. Das Benehmen von Vater und Tante beängstigte ihn fast, weil es ihn fühlen machte, daß er seit dem Tode seiner Mutter auf dem Schlosse verwaist sei.

Aber man mußte sich von seiner gegenseitigen Bestürzung, die den jungen Menschen äußerst verlegen machte und durch welche man sich selbst das Zeugniß ausstellte, doch nicht in allen Lebensfällen im vollen Bewußtsein seiner geistigen Kraft zu sein, endlich erholen. Der Graf hatte sich zuerst gesammelt. Er betrachtete jetzt ruhiger aber forschend den jungen Menschen und hieß ihn näher treten.

Dieser, den breitkrämpigen Rohrhut in der Hand, gehorchte ohne Zögern. Es lag in seinem Wesen

etwas von jener paradiesischen Harmlosigkeit, die weder die Sünde noch die Standesunterschiede kannte.

Der Graf fragte nun nach Namen, nach Familien- und sonstigen Verhältnissen.

Der junge Mann antwortete ruhig, sicher, ohne jene Demuth in der Stimme, die nur ein Flüstern und Lispeln wagt.

Der junge Mann war der Enkel des ehemaligen Schulmeisters Torbeck. Seine Eltern hatte er nie kennen gelernt. Von der Gemeinde war sein Großvater schon längere Zeit und ohne irgend welche Pension und Unterstützung entlassen worden, weil man ihn nicht länger brauchen konnte. Die Gattin desselben hatte bei Lebzeiten die Gedanken des Gelehrten durch die Sorge um's Nächste und Nöthigste manchmal noch zu dem Alltäglichen und Wirklichen hinlenken können; seit sie gestorben, blieb der Schulmeister ganz und ausschließlich der Frage zugewendet, in welchem Fache der Wissenschaft er wohl am meisten glänzen könne. Der Beantwortung dieser Frage blieb sein Leben gleichsam verfallen; in seinem Pulte lagen dicke Manuscripte „die Moose,“ „die Dreieinigkeit Gottes, bewiesen vom philosophischen Standpunkte,“ „das Leben der Heiligen, vom Standpunkte der Vernunft kritisch beleuchtet,“ und andere mehr, die keinen Verleger gefunden. Unter diesen Versuchen und Anstrengungen, sich über seine Lage hinauszuarbeiten, war er verkümmert; seine wissenschaftliche Richtung hatte ihm die Lust an seinem

Amte verleidet, seine Gedanken fixirten sich immermehr und verwirrten schon die Ordnung, in welcher die Unterrichtsgegenstände sich bewegten; seine von der Gemeinde ausgesprochene, vom Grafen Verhältnisse halber nicht ungern gesehene Amtsentsetzung, die ihm zugleich seinen Unterhalt nahm; die Empfindung, sein Leben verfehlt zu haben und wie nicht gelebt aus dem Leben zu scheiden — das brach die letzte Geisteskraft des alten Mannes zusammen und überzog seinen Geist mit trüben Nebeln. Jetzt hockte er daheim in einer elenden Hütte, die ihm, weil sie leer stand, vom allgemeinen Mitleid zur Wohnung überlassen worden war; er saß täglich an dem alten, grauen Tische mit Kreuzbeinen hinter seinen Manuscripten und las und lächelte und freuete sich, daß er Das geschrieben hatte. O, er war stolz, der alte Mann, auf die Produkte seines Geistes und hielt sie hoch; die Papiere, in die er sie eingeschlagen, waren alt und vom vielen Gebrauche zerrissen; so oft er aber seine Manuscripte, das eine oder andere, das er zum Lesen herbeigeholt, wieder einschlug, wußte er das den Umschlag bildende, zerrissene Papier so zu legen, daß es doch seinen Inhalt vor dem Staube schützte. „Er sieht bleich und elend aus," beendigte der junge Mann seinen Bericht, „und wird täglich schwächer. Vielleicht wär' er schon gestorben, wenn nicht —"

Er hielt plötzlich inne, als fürchtete er, den angefangenen Satz zu beendigen.

Der Graf bemerkte das nicht; während der junge Mann sprach, schienen jenem allerlei Gedanken zu kommen, die seinen Geist für sich in Anspruch nahmen, dabei blieb sein Auge fest auf den Sprecher gerichtet. Nur der Umstand schien ihm aufzufallen, daß der junge Man sich so unterrichtet vom Leben seines Großvaters zeigte — auch im Bezug auf jene Zeitperioden, die er als Kind noch gar nicht mit Bewußtsein hatte in sich aufnehmen können, und die darum auch in seinen Erinnerungen nur wie in einem zerschlagenen Spiegel, dem Stücke fehlen, im Bilde ihm erscheinen konnten. Er fragte daher: „Von wem weißt Du das? Wer hat Dich über das Leben Deines Vaters so eingehend unterrichtet?"

Auf die Wangen des Gefragten trat eine augenblickliche brennende Röthe; er zögerte mit der Antwort, dann sagte er:

„Der Förster Wenzl hat mir das Leben meines Vaters geschildert."

Gottward erbebte, als er den Namen des Försters von dem jungen Manne aussprechen hörte; er fürchtete, auch der Graf könne zu der Vermuthung geführt werden, daß im Leben des alten Försters, das so offen bisher vorgelegen, eine dunkle Stelle sich befände, die zu enträthseln und in's Verständliche zu übersetzen, wohl der Mühe werth sein dürfte.

Er ward in dieser Furcht noch mehr bestärkt, als er wieder die sich kreuzenden Blicke zwischen dem Grafen

und seiner Tante bemerkte, die sich Eines das Andere zu fragen schienen: Was denkst Du davon? Leonide hatte der Scene nur schweigend beigewohnt, jetzt plötzlich fragte sie nach dem Namen des jungen Burschen.

„Den Taufnamen, mein Sohn; den Namen, bei welchem man Dich zu rufen pflegt!" setzte sie noch erläuternd hinzu.

Der Gefragte stand wieder von der brennendsten Röthe übergossen; er wandte sich seitwärts und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen; Niemand konnte sehen, ob er ein Weinen oder ein Lächeln verbarg.

Aber das Benehmen war auffällig. Man hatte dem erstem Aufschlag der großen dunkeln Augen vertraut, jetzt plötzlich wurden Zweifel an der Wahrheit seiner Berichte wach; auch waren die das Gesicht bedeckenden Hände so klein, so fein geformt, so vom zartesten Weiß, daß Leonide, der solche Schönheiten nicht leicht entgingen, diesen Umstand für bedeutend genug hielt, um ihren Bruder darauf aufmerksam zu machen.

Der Graf hatte sich dem jungen Menschen genähert; mit wohlwollender Stimme sagte er: „Sieh mich an, mein Sohn!" Dabei ergriff er zugleich die feinen Hände des Burschen, um sie ihm vor dem Gesicht wegzuziehen.

Der so Geängstigte beugte sich plötzlich über; die breite Krempe des Hutes, den er noch immer in der Hand und halbbedeckend über das Gesicht hielt, wirrte in der dunkeln Locke, die sich wie eine Schlange um den Kopf wand, die Locke löste sich und über Schultern

und Brust herab floß wie in dunkeln Strömen, das lange, seidene Haar eines Mädchens.

Das Erstaunen war allgemein und machte sich in den verschiedendsten Ausrufen Luft. Einen Augenblick lang stand die so Verrathene wie vernichtet, dann machte sie eine plötzliche Bewegung, wie um zu fliehen.

Der Graf vertrat ihr den Weg. Die Entdeckung, daß er ein verkleidetes Mädchen vor sich habe, machte einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn; das Seltsame, geradezu Abenteuerliche der Lage, in welcher sich die Verkleidete befand, war ihm eine Appellation an seinen ritterlichen Sinn.

Indem er ihre Flucht verhinderte, ergriff er zugleich ihre Hand und führte sie zurück zu einem weichen Sessel, in welchem er sie Platz zu nehmen bat. Gottward mußte auf einen Wink von ihm das Zimmer verlassen; Leonide blieb.

Das Ungewöhnliche, das Seltsame im Schicksale der Menschen interessirt; wir folgen nur solchem Leben gern, das nicht in einer strengen Logik sich auslebt, sondern vielmehr aller Logik spottend jedes Ereigniß, jedes Verhältniß wie einen zusammenhanglosen, in sich fertigen und selbständigen Gedanken erscheinen läßt.

Die aufgelöste Locke, die den männlichen Kopf zum weiblichen machte, mußte für den Grafen und seine Schwester eine lange, wunderbare Lebensgeschichte aufrollen. Man war auf das Abenteuerlichste, das Seltsamste gefaßt und bereitete sich schon darauf vor.

Aber das aufgelöste Haar kontrastirte zu auffällig mit dem grünen, kurzen, bis an den Hals zugeknöpften Rocke und den weiten, dunkeln Beinkleidern; dieser Anblick war für den Grafen unangenehm, für Leoniden verletzend. Man erinnerte sich, daß bei der letzten Reise nach Wien von der verstorbenen Gräfin Kleider zurückgelassen worden waren, die sich noch in ihrer Garderobe vorfinden mußten.

Der Graf wollte der weiblichen Dienerschaft Befehl geben, dem jungen Mädchen beim Aus- und Ankleiden behülflich zu sein; Leonide wehrte dem. Mit weiblicher Vorsicht und weiblichem Mißtrauen alle Verhältnisse behandelnd, deren Gespinnst nicht in allen Fäden erkennbar vorlag, glaubte sie auch in diesem Falle mit der äußersten Discretion, die man möglicherweise der jungen Dame, allemal aber sich selbst schuldig war, handeln zu müssen.

Der Graf willigte ein, daß Leonide den seltsamen Gast in die Garderobe der verstorbenen Gräfin geleitete, dort von den Ueberresten das Passendste auswählte, und beim Ankleiden selbst Zofendienste übernahm. Die Vorsicht der Schwester hatte ihn auf einen Gedanken gebracht, von dem er selbst überrascht war und der ihn während der Zeit, die zu dem Geschäft des Umkleidens nöthig war, unausgesetzt beschäftigte.

Er zog das Testament der verstorbenen Gattin, das er beim Eintritt Gottward's — denn das war

das offene Papier gewesen, in welchem Gottward irgend welches Schreiben vermuthet, und das der Graf nun doch seiner Schwester mitgetheilt — gefaltet und zu sich gesteckt hatte. Er las wieder jene dunkeln Stellen, die vielleicht das Herz geschrieben hatte, und deren Sinn aus Vorsicht vor dem Verstande verwischt worden war; er las auch wieder die Stelle: 20,000 Gulden und den Ring mit rothen Rubinen, den ich bei meinem Leben unausgesetzt trug, weil er als heiliges Andenken an meine verklärte Mutter mir theuer war, erhält nach meinem Tode ein armes Mädchen, Namens Mascinska Bernard . . . . .

Der Graf, von der Lektüre erregt, erhitzt von den Möglichkeiten, die sich ihm als Ursache dieser seltsamen Bestimmung aufdrängen wollten, gequält von der marternden Ungewißheit, von dem Dunkel, das über den letzten Handlungen seiner Gattin schwebte, durchmaß mit unruhigen Schritten das Zimmer.

Das Haupt gebeugt, den Blick am Boden geheftet, als suche er dort die Lösung dieses beunruhigenden Räthsels rief er zu wiederholten Malen: „Ihr Name! Ihr Name!"

„Mascinska!" erscholl es von der Thüre her. Es war die Stimme seiner Schwester.

Der Graf blickte auf. Er erbleichte, sein Auge starrte, der Mund öffnete sich wie zu einem lauten Aufschrei, blieb aber stumm ... an der Thür neben

seiner Schwester stand das Ebenbild seiner verstorbenen Gattin, so jung, so schön, so wundersüß lächelnd wie zu jener Zeit, da er sie kennen und lieben gelernt!

Es dauerte lange, bevor der Graf sich erholt hatte; der Eindruck, den die Aehnlichkeit des Mädchens mit seiner Gattin auf ihn gemacht, mußte unter Verhältnissen, die mit den dunkeln Stellen des Testaments nun einmal in Beziehung gebracht worden waren, doppelt stark und erregend sein.

Leonide hatte dem Mädchen während des Umkleidens den Namen abgefragt: daß es derselbe war, den die Gräfin im Testamente genannt, daß die Trägerin dieses Namens der Gräfin so Zug für Zug glich; daß sie in dem zwar getragenen, aber für ein „armes" Mädchen außerordentlich kostbarem Kleide und sonstigem Toilettenzubehör so leicht, so ungezwungen, so wie in diese Prachtstoffe hineingehörig sich bewegte — das Alles mußte man seltsam und außerordentlich finden.

Der Graf, nachdem er sich gesammelt, führte das Mädchen wiederholt zu dem weichen Sessel, auf welchem sie Platz nahm. Er setzte sich ihr gegenüber. Leonide ließ sich an der Seite ihres Bruders nieder.

Mascinska mußte ihr Leben, die Schicksale ihres Großvaters noch einmal und mit allen Einzelnheiten erzählen. Der Graf unterbrach sie mit tausend Fra-

gen, die alle und alle darauf hinausliefen, ob und welche Beziehungen Mascinska zu seiner verstorbenen Gattin gehabt, oder ob eine der in ihr Leben hineinragenden Personen von der Gräfin gekannt, vielleicht ihres Vetrauens gewürdigt worden sei? — Es fand sich Niemand, als Wenzl der Förster!

Wie aber Mascinska von sich erzählte, daß sie zwar den hinfälligen, geisteskranken Großvater gewartet und gepflegt und ihm die armselige Häuslichkeit geführt; daß sie auch weibliche Handarbeiten nach der nahen Stadt geliefert, die durch Josephinens Hände gegangen: daß sie aber, ehe sie sich habe entschließen können, in die Dienste anderer Leute zu treten und um des Lohnes willen diesen zu Diensten zu sein, viel lieber Büchse und Jagdtasche ergriffen und hinausgegangen sei in den Wald, und daß sie verschwiegene Leute, die ihr das Wild um niedrigen Preis abgekauft und dann in der Stadt jedenfalls höher verwerthet, immer gefunden — da leuchteten die Augen Leonidens wie bei der auftauchenden Möglichkeit, einer Entdeckung nahe zu sein, auf; dieser Zug im Wesen Mascinska's schien ihr — wär' Mascinska ein Mann gewesen, sie würde gesagt haben — ritterlich!

Aber auch die detailirte Geschichte Mascinska's bot, für den Grafen wenigstens, kein Anhalten zu einer sich weiter ausbildenden Meinung in Bezug auf die dunkeln Testamentsstellen; der von Leoniden aufgefaßte „ritterliche" Zug hatte etwas Originelles,

etwas Pikantes, aber er war noch keine Ahnenprobe, er bewies noch nichts für die nahen Beziehungen, in welche Leonide das Mädchen zu der Verstorbenen setzte. Und, mußte sich der Graf fragen, welche Beziehungen konnten das sein? Die der Tochter zur .... Er konnte den Satz nicht zu Ende denken; er erbleichte und erröthete — vor ihm saß Mascinska, das jugendliche Portrait der Gestorbenen, und schauete ihn an so offen und so ehrlich — es war der Blick seiner Gattin: so offen und herzig blickte auch sie einst, und jetzt — diese Aehnlichkeit! „Sie ist von der Natur legitimirt!“ mußte der Graf denken, und sein nach oben gerichteter Blick schien die Verklärte zu suchen, um sie fragen zu können: „Darf ich denn noch glauben, daß Du mir Treue gehalten?“

In dem Gemälde, das Mascinska von ihrem Leben entworfen, war Wenzl, der Förster, mehrere Male vorgekommen; seine Stellung zu dem Mädchen, nirgends klar und bestimmt ausgedrückt, ließ nur ahnen und vermuthen und der Combination eine weite Perspective. Ohne sich mitzutheilen, beschloß der Graf, den alten Förster zu besuchen; die Krankheit desselben bot willkommne Gelegenheit dazu und rechtfertigte es, daß der Graf von seiner Veste herniederstieg in die Behausung seines Dieners.

Doch war der heutige Tag für dieses Unternehmen schon zu weit vorgerückt; der Besuch in der Försterwohnung mußte bis zu einer passenden Stunde, der

man nichts Drängendes, nichts von anderm Interesse ansah, damit der Förster nicht vorsichtig gemacht wurde, verschoben werden. Für heute blieb nur übrig, eine Dienerin in die Hütte Torbeck's zu senden, um den alten Mann wissen zu lassen, daß Mascinska auf dem Schlosse bleiben werde. Der Dienerin wurde aus dem herrschaftlichen Speisegewölbe für die Bedürfnisse des Alten mitgegeben, so viel sie tragen konnte und diese dem geistesschwachen Alten auf die Dauer der Abwesenheit seiner Enkelin überlassen, damit er der weiblichen Sorgfalt und Pflege nicht ganz entbehre.

Die Fragen Mascinka's: „Warum soll ich hier bleiben? Was hat man mit mir vor? Weshalb alle diese Umstände mit mir armem Mädchen?" mußte man freilich erst beantworten, bevor sie in ihr Bleiben auf dem Schlosse willigte. Während der Graf, um Befehl für die Pflege des weiland Schulmeisters zu geben, das Zimmer verließ, suchte Leonide das besorgt werdende Mädchen zu beruhigen; sie sagte ihm, daß der Graf für seine und seines Großvaters Zukunft sorgen wolle, und daß er es schon jetzt auf's Schloß nehme, um es gleichsam auf die künftigen bessern Tage vorzubereiten.

„Und wenn der Graf eine fast väterliche Neigung zu Ihnen, liebes Kind, gefaßt hat, ist Ihnen das unangenehm?" schloß Leonide fragend ihre Beruhigungen.

„Nein!“ versetzte Mascinska fest. „Ich wünsche, er könnte mich lieben!“ —

Während dem war der Graf den Corridor durchschritten. Er hatte sich gesagt: „Mascinska's Aufenthalt auf dem Schlosse ist doch eine Art Gefangenschaft und ein Akt der Willkür, den Du Dir erlaubst, um vielleicht die dunkeln Stellen im Testamente mit Hülfe desselben erklärlich zu machen.“ — Diese Ueberzeugung, die einem Schuldbewußtsein nicht ganz unähnlich war, veranlaßte ihn zu einer Fülle von Aufmerksamkeiten für das Mädchen, die er unter andern Umständen wenigstens nicht so reich und nicht so zart angewendet habeu würde. Deshalb als er an dem Zimmer Louisens vorüberkam, trat er bei dieser ein, um Louisen als Gesellschafterin, vielleicht Freundin Mascinska's auf die Dauer ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse zu werben.

Er fand das Fräulein damit beschäftigt, Garn aufzuwinden und die Weife, über welche es geschah, waren — Gottward's ausgebreitete Arme.

Beide errötheten; Keines hatte ahnen können, daß der Graf sich jemals in das Zimmer eines „Gesellschaftsfräuleins“ verirren würde. Im Grafen war aber seit dem Tode der Gattin und der Eröffnung ihres Testaments Vieles anders geworden; der Eintritt Mascinska's in's Schloß und ihre, jetzt in der weiblichen Kleidung vollständig und überraschend zu Tage tretende Aehnlichkeit mit der verstorbenen Gat=

tin, hatte das Innere des Grafen vollends los und wirr gemacht.

Die weisenden Arme Gottward's sanken, als er den auf ihn gerichteten, stechenden Blick des Vaters, das ironische Lächeln des Mundes bemerkte, das ihm zu sagen schien: „Diesem Dienste passest Du recht gut!“

Aber der Graf ignorirte die Scene und schien schon im nächsten Augenblicke vergessen zu haben, daß sein Sohn anwesend war; er wandte sich an Louisen und bat diese, einem auf dem Schlosse eingetroffenen Damenbesuche so viel Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen, als ihr selbst angenehm und möglich wäre.

Der Graf hatte diesen Wunsch in die höflichste Form gekleidet; aber gerade diese Form, weil sie auf dem Schlosse nicht gewohnheitsmäßig geübt wurde, verwundete das Gemüth des Fräuleins. Louise erblickte darin nur Ironie, nur einen boshaft lächelnden Fingerzeig, falls die Anwesenheit Gottward's auf ihrem Zimmer die Folge von Versprechungen und daran geknüpften Hoffnungen sein sollte. Aber dem Grafen gegenüber konnte sie doch nur scheinbar freudig entgegenkommend sein; erst als dieser wieder in höflichster Form sich verabschiedet und den Sohn bei seinem Weggange wieder unbeachtet gelassen — da zog sie die verhüllende Decke von der Wunde und ließ diese unaufgehalten sich ergießen.

Gottward fühlte sich aus einer Erregung in die

andere geworfen; erst das verletzende und beleidigende Benehmen des Vaters, jetzt der unverhaltene Schmerz Louisens, der in seinem Ergusse im offenen Herzen Gottward's die auffangende Schaale fand.

In seinen Bemühungen, Louisen zu beruhigen und ihr das Benehmen seines Vaters anders, milder, wohlwollender zu deuten, als Louise es aufgefaßt, verrieth sich sein ganzes Herz. So zärtlich beredt, so geduldig im Wiederholen so oft geltend gemachter Gründe, so erfinderisch und scharfsinnig im Aufsuchen neuer Beweise, daß Louise nur unter einem Irrthume so schmerzlich leide, kann nur die Liebe sein! Aber auch nur die Liebe kann das Selbstgehörte, Selbstgesehene, Selbstempfundene sich ableugnen, um gläubig Das entgegenzunehmen, was der Andere aus sich schöpfend, ihr doch so bietet, als wär' es von ihr selbst gesehen, gehört und empfunden worden.

Louise ward immer überzeugter, daß sie im Unrecht und Gottward für die beruhigenden Aufschlüsse zu Dank verbunden sei; am Ende merkte man sich's wohl gegenseitig ab, weshalb man so beredt, und weshalb man so gläubig gewesen war; und wäre der Graf jetzt wieder eingetreten, er hätte die Arme seines Sohnes wieder ausgebreitet gefunden, — aber nicht als Weife für auszuspannendes Garn.

Als am andern Morgen der eine Diener den Jagdrock des Grafen auszuklopfen, ein zweiter die Stiefeln mit den bis über die Knie reichenden Schäften zu reinigen und ein dritter Jagdtasche, Hirschfänger und Büchse in Ordnung zu bringen hatte, sprachen die Leute unter sich über das Vorhaben des Grafen, eine Jagdpromenade zu machen, wie über ein Ereigniß. Es war seit lange kein Hüfthorn und Hurrah und Hussah durch den Wald geschallt — der Graf war weder Jäger, noch Jagdfreund — und auch heute ward es nur für eine Laune gehalten, die den Schloßherrn in den Wald trieb, von der man kaum große Wildlieferungen für die Küche zu erwarten haben würde.

Der Graf, der für gewöhnlich lange zu schlafen pflegte, war heute zeitiger munter; er hatte den bestaubten Jagdrock geprüft, ob er überhaupt noch zu tragen sei, hatte die Jagdstiefeln einer gleichen Musterung unterworfen und unter den verschiedenen Jagdgeräthschaften selbst gewählt.

Dann hatte er auf das Zimmer seiner Schwester geschickt und anfragen lassen, ob es ihr angenehm sei, daß er bei ihr frühstücke. Die Frage war mit Ja beantwortet worden. — Vom Zimmer Leonidens aus wurde eine Dienerin zu Mascinska beordert, um zu hören, wie sie geschlafen, und ob sie mit dem Grafen und seiner Schwester das Frühstück gemeinsam einnehmen, oder dasselbe auf ihr Zimmer gebracht wünsche.

Es lag heute in dem Wesen des Grafen etwas von jener Gemüthsweichheit, die sich aus den empfangenen Gemüthseindrücken gebildet hatte. Der Graf hatte seine Gattin verloren in einem Alter, wo das Gemüth nicht so elastisch ist, wie in der Jugend, wo es nicht so leicht vergißt und vom Schmerze dem Troste sich zuwendet. Die lange Gemeinsamkeit hatte das Bedürfniß der Nähe, des Sichbesitzens erzeugt. Niemand war für die Todte eingetreten, hatte Besitz genommen von der erledigten Stelle im Herzen; Leonide besaß die feinen Fühlfäden nicht, die aus ihrem eigenen Innern herübergelangt in das des Bruders und noch unausgesprochene innere Vorgänge schon verstanden und begriffen hätten, und im Sohne fand der Graf auch nicht einen Berührungspunkt! Gottward hatte für ihn nur das Interesse, nächster Zweig des Stammbaumes zu sein, der, einst breitästig und vielverzweigt, jetzt nur noch dieses einzige grünende Reis aufwies. Menschlich Anneigendes, seelisch sich Verbündendes bestand zwischen Vater und Sohn nicht: die Natur schien diesem Verhältnisse ihre Empfindungen, die sie sonst mitzugeben pflegt, vorenthalten zu haben.

Um so eindrucksvoller auf das Gemüth des Grafen mußte die Erscheinung Mascinska's durch ihre wunderbare Aehnlichkeit mit der gestorbenen Gattin und durch das wenn auch noch unenthüllte Interesse wirken, das die Verstorbene an dem Mädchen genommen. Dieser doppelte Umstand machte das Mädchen

dem Grafen werth, und schon wurden Entschlüsse in ihm wach, die, wenn sie sich befestigten, der Zukunft des Mädchens eine sehr veränderte Gestalt geben mußten.

Statt aller Rückantwort trat Mascinska selbst ein; sie war in einen, durch Leonidens Vorsorge auf ihr Zimmer gebrachten leichten Morgenanzug gehüllt, der die Schönheit und rhytmische Bewegung ihres Körpers klar durchschimmern ließ. Sie lächelte dem Grafen und Leoniden wie noch unter dem Eindrucke eines glücklichen Traumes entgegen.

Bei ihrem Erscheinen war auch dem Grafen wieder, als träte die verstorbene Gattin ein, als brächte sie ihm das erste Lächeln des Tages, den Guten-Morgen-Gruß im Aufschlage des großen, offenen Auges entgegen. „Warum kann es nicht jeden Morgen so sein?" fragte sich der Graf und blickte gedankenvoll auf die schöne Erscheinung.

Aber Das, was der Graf still bei sich selbst beschlossen hatte, drängte ihn; er suchte Licht für das Dunkel, das Mascinska und ihre Beziehungen zu der Verstorbenen umgab. Wenzl war so oft in der Lebensgeschichte des Mädchens, die es erzählte, vorgekommen, daß es nicht unwahrscheinlich schien, er wisse mehr über sie, als sie selbst.

Der Graf hob das Frühstück, zu dem später auch Gottward herbeigerufen worden war, auf, und verabschiedete sich. Gegen Gottward war er zwar zurück-

haltend, aber nicht unfreundlich; der gestrigen Scene war nicht gedacht worden. Auf seinem Zimmer angekommen, ließ er sich ankleiden, schnallte den Hirschfänger um, warf Jagdtasche und Büchse über, pfiff Tiras, der, auf diesen Ausflug nicht vorbereitet, nicht zur Stelle war, und verließ das Schloß, ohne untersucht zu haben, ob die Dienerschaft auch für Munition zur Jagd gesorgt habe.

Es war ein schöner Morgen im Ausgange des Winters, als der Graf von der Höhe hinabstieg. Die Luft wehte so erquickend und kühl, daß man sich von den Millionen heißen Seufzern, mit denen sie vielleicht schon gemischt war, nicht berührt fühlte. Der Graf empfand die Eindrücke des Morgens wohlthuend und doch wie schmerzhaft berührend zugleich: er fühlte sich in der weiten, erquickenden Natur — allein; in ihm war es herbstlich geworden, die Blüthen seines Lebens lagen weit hinter ihm.

Eigenthümlich gestimmt schritt er der Försterwohnung zu. Das von Tiras aufgescheuchte Wild lief bald rechts, bald links an ihm vorüber, er beachtete es nicht; ihn kümmerte nur das Eine, was er von Wenzl über seine Gattin, über Mascinska erfahren würde, alles Andere war für ihn interesselos.

Der Wohnung des Försters nahe gekommen, sah er, daß auf der vor dem Hause angebrachten Bank eine Frau saß, den Kopf gesenkt, die Hände gefaltet im Schooße liegend. Tiras sprang voraus und auf

die Sitzende zu. Durch ihn auf das Nahen eines Menschen aufmerksam gemacht, richtete sie sich auf, mit dem Gesicht dem Wege zu, auf welchem der Graf daher kam. Er erkannte jetzt, daß es Josephine war.

Auch sie schien den Grafen erkannt zu haben; mit für ihr Alter möglichster Raschheit erhob sie sich und eilte dem Kommenden entgegen.

Der Graf empfing die demüthigen, etwas unbehülflichen Reverenzen der Alten freundlich und erkundigte sich sowohl nach Wenzl's Befinden, wie nach dem ihrigen.

Josephine von dieser hohen Milde erquickt, gehoben und gerührt zugleich, hätte vielleicht am liebsten entgegnet, daß bei dieser gnädigen Theilnahme sich die ganze Menschheit wohlbefinde — ihr selbst war wenigstens in dem Augenblicke so, als sie unter dem gnädigen Lächeln des erlauchten Grafen stand — aber als sie Auskunft über Wenzl geben sollte, feuchtete sich ihr Auge doch und ihre Stimme bebte, da sie berichtete, daß der Priester bei dem Kranken sei, mit dem sich's in der Nacht auffallend verändert, und ihm Beichte höre und die letzte Wegzehrung verabreiche.

Der Graf erbleichte. Sollte auch diese Hoffnung, die ihn beunruhigenden Räthsel gelöst zu sehen, schwinden? Sollte Wenzl sein Geheimniß in das Ohr des Priesters, in den Schooß der Kirche und unter deren unbrechbares Siegel legen? — Ihm war, als müsse er auf das Försterhaus zustürzen, die Thüre aufreißen

und dem Beichtenden zurufen: „Nicht dem Priester, mir gehört Dein Geheimniß, mein ist es! Was kümmert es die Kirche, ob ich über dem Grabe einer Vielgeliebten Thränen der Liebe und des Gedächtnisses weine, oder ob ein zu spät entdeckter Verrath an meinem Glauben an sie mich verzweifeln läßt!“ Aber die Scheu vor der Ehrwürdigkeit des Priesters, vor der Heiligkeit der Handlung, die eben drinnen im Hause vollzogen wurde, hielt ihn zurück.

Inmitten einer Erregung, die durch die Furcht hervorgerufen war, seine auf Wenzl gesetzte, letzte Hoffnung zu verlieren, sah er, daß die Thüre zum Försterhause sich öffnete, daß der Priester daraus hervortrat, im vollen Ornat, das Heilige vor sich tragend, begleitet von dem Meßner.

Der Graf vergaß die Gebräuche seiner Kirche, er grüßte den Priester nur flüchtig und eilte auf die sich hinter dem Meßner schließende Thüre zu.

Aber er hielt plötzlich still; der Gedanke, der Kranke könne durch die kirchliche Handlung aufgeregt, jetzt nur ermatteter, nur schwächer sein, fiel ihm noch zur rechten Zeit bei, um ihn überlegen zu lassen, daß sein Besuch unter solchen Verhältnissen bei dem Kranken Gefahr bringend werden könne.

Er wartete, bis Josephine, die sich vor dem Heiligsten niedergeworfen und den Segen des Priesters empfangen hatte, herbeikam. Er sendete sie voraus, um den Zustand des Kranken und die Wirkung der

kirchlichen Handlung auf ihn zu erkunden und, dafern es möglich, ihn auf den Besuch des Grafen vorzubereiten.

Josephine, dem Befehle des Grafen ohne Widerstreben gehorchend, zog die schweren Schuhe aus, um durch die leise geöffnete Thüre geräuschlos in das Zimmer einzutreten.

Sie lehnte die Thüre nur an, hinter der sie verschwand. Der Graf blieb in äußerster Unruhe zurück; wie über Leben und Tod entscheidend war die Kunde, die ihm Josephine zu bringen hatte.

Es dauerte nicht lange, als sich die Thüre wieder öffnete und Josephine sichtbar wurde.

„Ihr Besuch ist unmöglich, Herr Graf!“ sagte sie leise, mit bebender Stimme, als fürchte sie den Grafen zu erzürnen. „Sehen Sie selbst.“

Behutsam, jedes Geräusch vermeidend, trat der Graf ein.

Der Kranke lag auf seinem Bette lang gestreckt und regungslos, die Augen waren geöffnet, aber es schien, als ob sie die Gegenstände und Personen im Zimmer nicht gewahrten; sie lagen ruhig und bewegungslos in ihren Höhlen und starrten unausgesetzt nach der Decke. Man hätte ihn können gestorben wähnen, wäre nicht sein leises Athmen der aufmerksamen Beobachtung noch wahrnehmbar gewesen.

Der Graf stand bleich und stumm; nur sein auf den Kranken gerichteter Blick schien zu flehen: „Stirb nicht, bis Du Dich mir entdeckt hast!“ Es war nur zu wahrscheinlich, der Kranke hatte seine letzten Kräfte für den kirchlichen Akt gesammelt, „und nun,“ jammerte der Graf still in sich, „hat er keine mehr, sein fliehendes Leben noch eine Sekunde Zeit für mich aufzuhalten!“

Wie die Sachen standen, war für den Grafen im Augenblicke nichts zu hoffen; „vielleicht,“ sagte er, sich selbst Muth zusprechend, „ist es eine Krise, ein Uebergang zum Bessern!“ Er erklärte Josephinen noch, daß er zu ihrer Unterstützung ihr einen seiner Leute senden werde, durch den sie ihm sofort Nachricht geben möge, wenn irgend welche Aenderung im Zustande des Kranken eintrete.

Der Graf kam wieder auf das Schloß zurück, wie er gegangen war; Allen schien es, als sei ihm die Jagdlust gar bald verflogen; die Wildpretlieferung blieb, wie man vorausgeahnt, ebenfalls aus. Der Graf wußte auch jetzt, wo er Büchse und Jagdtasche abwarf und der Kammerdiener den grünen Jagdrock in Empfang nahm, noch nicht, ob er mit allem zur Jagd Nöthigen versehen gewesen sei. Er sendete nur rasch einen der jüngsten Diener, der die steile Höhe zum Schlosse am schnellsten zurücklegen konnte, in das Forsthaus hinab, mit der ausdrücklichen Weisung, die Nachricht, die ihm Josephine geben werde, in möglich-

ster Eile auf's Schloß ihm zu überbringen. Dann zog er sich auf sein Zimmer zurück.

Der Graf hatte noch nicht lange in seinem Lehnsessel gesessen und träumend die Vergangenheit an sich vorüberziehen lassen, lauschend, ob nicht eine der vor seinem geistigen Auge vorüberziehenden Gestalten ihm winke und ihm Aufschlüsse zuflüstere der Räthsel, die ihn gegenwärtig umgaben, als Gottward ihn um eine Unterredung unter vier Augen bitten ließ.

Zwar überrascht von dieser Bitte, gewährte der Graf sie dennoch.

Bald trat Gottward ein.

Erwartungsvoll und mit deutlich wahrnehmbarem Erstaunen betrachtete ihn der Graf. Gottward erschien ihm in diesem Augenblicke männlicher, gediegener, wie um Jahre älter geworden über Nacht; und doch zählte Gottward erst zwanzig Jahre.

Aber Gottward trat in das Zimmer seines Vaters mit einem Entschlusse ein, der so zu sagen, ihn reckte und streckte, auf das volle, blühende Jünglingsantlitz das männliche „Ich will!" drückte und seiner Haltung jenen Ausdruck von Kampfbereitschaft lieh, die sich im sichern, festen Blicke des Auges kund gab.

Auf das „Was wünschest Du?" des Vaters hatte er dennoch nicht ganz die kurze, präcise Antwort, wie

sie der Graf liebte und nach der von Entschlossenheit zeugenden Erscheinung des Sohnes erwartet hatte. Diesem mochte doch in dem Augenblicke, da er den gefaßten Entschluß aussprechen sollte, dieser zu groß und kühn erscheinen, um nicht vorsichtig auf ihn vorzubereiten. Dennoch mußte es nach langen Umwegen gesagt werden — und nun steigerte sich Gottward wieder zur Kraft — daß er Louisen liebe, und daß er es seit gestern für seine Pflicht halte, den Vater von diesem Zustande seines Herzens zu unterrichten.

Der Graf hatte seinen Sohn nicht unterbrochen; er schwieg auch jetzt noch, nachdem jener geendigt. Trotz des neuerwachten Muthes war Gottward wegen der Antwort, die er von seinem Vater erwartete, nicht ohne Besorgniß. Das lange Schweigen desselben hatte für ihn etwas Peinliches. Er hob den gesenkten Blick, um die Antwort, die er zu erwarten hatte, noch ehe sie gegeben wurde, auf dem Antlitze des Vaters zu lesen. Er sah das Haupt des Grafen gesenkt, den Blick am Boden haftend, wie da die Antwort suchend, die von ihm erwartet wurde.

Jetzt richtete sich der Graf auf, sein Blick war fest auf den Sohn geheftet.

„Und wenn ich „nein!" sagte, wozu wärst Du entschlossen?" fragte er, wie es schien nicht ohne Absicht.

„Zum Aeußersten, Vater!" gestand Gottward.

„Du weißt," bemerkte der Graf ruhig, aber das

forschende Auge nicht vom Sohne ablassend, „daß Du der Erbe eines alten, durch viele Jahrhunderte hindurch reingehaltenen Namens bist. Lies die Namen des Stammbaumes; ein Name, wie ihn Louise führt, mag er auch alt sein, wär' doch ein Fremdling unter ihnen. Und fürchtest Du nicht, daß man ihr am Hofe und sonst bei jeder Gelegenheit fühlen lassen wird, daß sie, ob sie auch die Gräfin von Eggenhof ist, doch einst das arme, einfache Fräulein Louise von Aßman war?"

„Ich fürchte nichts," entgegnete Gottward mit Wärme, „als sie zu verlieren. Aller Glanz, aller Rang, alle Ehre ersetzen nicht das stille Glück der Liebe, die Seligkeit, daß Eines dem Anderu lebt. In stiller Zurückgezogenheit, am Herzen der Natur wollen wir uns leben; in diese Stille reicht keine absprechende Kritik meiner Wahl, und indem ich den Hof und seine Umgebung meide, erspare ich den Leuten die Mühe, sich an meiner Gemahlin zu ärgern."

„Bist Du so rasch gefestigt? Der Baum setzt nur in gleich weiten Zeiträumen seine Ringe an," warf der Graf ein, und zwar ohne alle ironische Beimischung.

„Die Elemente nähren den Baum mit immer gleichen Kräften," versetzte Gottward; „doch der in das Leben hineingepflanzte Mensch wächst nicht so harmonisch gleichartig aus ihm heraus; die Elemente seines Wachsthums wirken nicht immer so gleichartig auf ihn

ein und daher kommt es, daß er mit seinem Wachsthum zurückbleiben oder in einer Stunde Jahre überholen kann."

„Und es ist Dein fester Entschluß?" fragte der Graf wiederholt.

„Mein fester Entschluß!" beharrte Gottward.

„Du sollst Antwort haben!" — Mit diesen Worten erhob sich der Graf; er winkte seinem Sohne, daß er entlassen sei.

Gottward blickte zwar den Vater erstaunt und überrascht an; dieser aber wiederholte das Entlassungszeichen und der Sohn gehorchte ohne Widerspruch, indem er sich schweigend entfernte.

Das Geständniß Gottward's schien den so großen und tiefen Eindruck, wie er fürchtete, doch nicht auf den Grafen gemacht zu haben. Denn dieser hielt sich bei den Nachwirkungen desselben, die sich doch mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen ließen, nicht auf, sondern begab sich, während Gottward hinaus in den Wald eilte, um seine Hoffnungen und Befürchtungen in ihrem erhitzten Kampfe müde zu jagen, auf das Zimmer seiner Schwester.

Er fand auch Mascinska und Louisen vor; alle drei Frauen mit weiblicher Arbeit beschäftigt.

Louise bückte sich beim Eintritt des Grafen erröthend tiefer auf ihre Arbeit; das Begegniß von Vater und Sohn auf ihrem Zimmer hatte das harmlose, fast wohlwollende Verhältniß, in welchem sie sich zu dem Grafen gefühlt, gestört und sie in eine Lage

versetzt, die sie fortwährend fürchten ließ, über den Besuch des jungen Grafen, der doch eigentlich nur durch die Dazwischenkunft von dessen Vater seine harmlose Natur verloren hatte, als einer Unschicklichkeit, noch zurecht gewiesen zu werden.

Der Graf hatte dieses Begegniß seiner Schwester nicht mitgetheilt, Louise merkte das an deren Benehmen bald heraus, und fühlte sich deshalb dem Grafen zu innigstem Danke verpflichtet; denn nichts regt das weibliche Gemüth mehr auf, drückt es tiefer zu Boden, als einer, die schöne, wahre Weiblichkeit verletzenden Unschicklichkeit geziehen zu werden. — Würde aber auch der Graf für die Folge schweigen? Die Frage mußte sie in besorgter Spannung halten, und sie mußte sie sich jedesmal stellen, so oft sie ihm begegnete.

Vielleicht empfand der Graf etwas von dem Zustande Louisen's, vielleicht auch trug er das „Nein!" das er seinem Sohne als Antwort auf dessen Geständniß noch geben wollte, schon mit sich herum und empfand Mitleid für das Mädchen, dessen Glück mit diesem Nein gebrochen wurde; denn nicht ohne Ursache richtete der Graf einige freundliche Worte an Louisen, lobte die Schönheit ihrer Arbeit und zeigte überhaupt ein plötzliches Interesse für weibliche Beschäftigungen, wie er es nie zuvor gehabt.

Mit größerem Interesse aber und länger noch weilte er bei Mascinska. Er behauptete, die Nadel

stehe ihr besser als das Jagdgewehr. Das Mädchen machte eine leise verneinende Bewegung mit dem Haupte, stand auf und eilte nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, von wo aus man den Wald mit den daran sich lehnenden Dörfern, Feldern und Wiesen überschauen konnte.

Sie blickte zurück, wie erwartend, daß der Graf ihr folgen werde.

Dieser stand einen Augenblick betroffen; das Benehmen des Mädchens verletzte ihn; er hatte es gut mit ihr vor, und daß er sich selbst noch nicht sagen konnte, wie, auf welche Weise er für das Mädchen sorgen werde, lag in dem Dunkel begründet, das er recht eigentlich selbst über sie breitete.

„Man muß Geduld haben!" tröstete Leonide, die in den Zügen ihres Bruders las; Louise wollte aufstehen, um Mascinska zu folgen, der Graf aber begriff noch früh genug den nach ihm gewendeten Blick und ging dem Mädchen nach.

Mascinska zeigte, als der Graf vor ihr stand, auf den Wald und seine sonnenbeschienene Umgebung.

„Hinaus!" flüsterte sie ihm zu. „Ohne Jagdgewehr und ohne Tasche, auch ohne den kurzen, entstellenden Rock hinaus!"

„Wildfang!" sagte der Graf lächelnd, versöhnt durch diesen Zug des Vertrauens zu ihm.

„Mir ist bang!" erklärte Mascinska ihre Sehnsucht nach hinaus. „Hier ist's mir eng und fremd,

man wird mich doch eines Tages forttreiben von hier und ich werde den Wald wieder suchen müssen und ihm dann vielleicht fremd sein."

Der Graf fühlte, es lag der naiven Aeußerung des Mädchens eine wahre Empfindung zu Grunde. Das Mädchen mußte sich in Verhältnissen, wenn auch scheinbar glücklichen, doch unwohl, unbehaglich empfinden, in die sie so plötzlich und ohne Berechtigung von ihrer Seite, hineingestellt worden war. Sie mußte sich mitten in einem Traume lebend glauben, der im nächsten Augenblicke verschwinden konnte, weil sie für ihre Lage keine Garantie, keinen Grund, keinen Anspruch hatte.

Die eigenthümliche Lage des Grafen hemmte aber dessen Entschließungen. „Kennt' ich nur ihre Beziehungen zu der Todten," sprach er still bei sich, „wüßt' ich erst, wer sie wär', daß ich auch für sie handeln könnte!"

„Sie werden mich nie wieder verlassen!" wandt' er sich dann zu dem Mädchen, und im Tone seiner Stimme lag halb Bitte, halb Entschluß.

Mascinska schauete ihn bei diesen Worten mit ihren großen dunkeln Augen so eigenthümlich an, daß der Graf von diesem Ausdruck des Auges überrascht wurde. Es lag Liebe, Dank, Zweifel und jenes Gefühl der Sicherheit, das fragte: „Könntest Du denn ohne mich leben?" zugleich darin; ein Ausdruck, den

nur jene naiv wahren Seelen haben, die für die Lüge des Schicklichen noch nicht gebildet sind.

Diese Entdeckung des naiven Wesens in Mascinska führte den Graf auf einen Gedanken, über dessen spätes Kommen er selber staunte.

„In Wesen, wie das Mascinska's, liegen noch all' jene wunderbaren feinen Fäden der Natur, die uns oft geistig erscheinen, weil sie schon berührt werden und in Bewegung kommen, wo wir andern Menschen, denen Sitte, Cultur und Leben diese Fäden durchschnitten hat, nichts empfinden," sagte sich der Graf. Das Bild der Gattin, von der Hand eines Meisters gemalt, hing im Ahnensaale; auf den Grafen selbst hatte es den Eindruck gemacht, als müsse es sich beseelen und aus dem großen, breiten, goldnen Rahmen heraustreten und ihm sagen: „Siehe, hier bin ich!"

Er wollte erproben, welchen Eindruck das Bild auf Mascinska machen werde, und bat sie, ihm zu folgen.

Das Mädchen sah ihn zwar fragend an, als wolle sie wissen, wohin sie geführt werden solle, gehorchte aber ohne Widerstand. Leonide, die Entfernung Beider nicht begreifend, stand auf, um ihnen zu folgen; der Graf aber winkte ihr zu, zu bleiben, und schritt mit Mascinska den langen Corridor hindurch, der zum Ahnensaale führte.

Schon hatte der Graf diesen geöffnet; schon war Mascinska eingetreten und war betäubt von dem Anblicke so vieler wunderlicher Gestalten, die in großen,

goldnen, bis zum Boden reichenden Goldrahmen an den Wänden und den Säulen des Saales hingen und ihr unter eisernen Helmen oder wunderlich geformten Hütchen und Häubchen zuzunicken schienen, stehen geblieben — als der in das Forsthaus beorderte Diener schweißtriefend zurückkam und dem Grafen leise meldete, unten im Forsthause läg' ein Todter.

„Todt!" wiederholte der Graf erschüttert und vernichtet, während Mascinska, von dem Eindrucke, den sie beim Eintritte in den Saal empfing, sich sammelnd, weiter vorschritt. Der Graf hatte sie über die plötzliche Nachricht, auf die er nicht so ganz gefaßt war, daß sie ihn nicht betäubt hätte, vergessen. Als er wieder, mit der traurigen Ueberzeugung, daß jede Hoffnung auf Aufklärung des Dunkels, in dem er so schmerzlich tastete, nun ebenfalls todt und begraben sei, zu sich selbst kam, war das Mädchen von seiner Seite verschwunden; er folgte ihm in den Saal und sah es vor dem Bilde seiner verstorbenen Gattin in die Kniee gesunken und die Hände wie zum Gebete gefaltet.

Erschüttert und bebend an allen Gliedern, das Auge starr auf die Beterin gerichtet — so stand der Graf, unfähig sich zu rühren. Erst als die Knieende sich erhob, wagte der Graf ihr näher zu treten.

Mascinska gewahrte ihn.

„Das ist eine Gottesmutter!" sagte sie.

„Nicht doch! Nicht doch!" entgegnete der Graf mit bebender Lippe. „Sie war mein Weib!"

Mascinska starrte den Grafen an, dann versank sie wieder in den Anblick des Bildes, schüttelte den schönen Kopf und sagte leise, wie um ihren Widerspruch zu mildern:

„Sie ist eine Heilige, ich fühle, ich könnte sie nur anbeten oder lieben!"

Experimente mit dem Gemüthe sind gefährlich; sie geben diesem oft erst Richtung oder Aufschluß über ihm träumend oder bewußtlos Innengelegenes. So auch hier. Fühlte Mascinska aus dem wohlgetroffenen Bildnisse gleichsam heraus, daß im Herzen der nun Gestorbenen für sie Berührungs- und Anknüpfspunkte gelegen, fand sie in den Zügen dieses Antlitzes, dem sie selbst so ähnelte, vielleicht Verwandtes, Gleichgestimmtes? — Genug! Mascinska fühlte sich jetzt plötzlich verwaist, fühlte plötzlich, daß sie keine Mutter hatte, daß sie deren aber bedurfte.

Sie theilte sich Louisen mit. Louise war ihr bereis von Leoniden als „Gesellschaftsfräulein" vorgestellt worden. —

„Gesellschaftsfräulein" — den Ausdruck verstand Mascinska nicht. Aber Louise mit den Dulderzügen gefiel ihr, sie faßte Neigung zu ihr, damit Vertrauen.

Der Graf und seine Schwester ließen dem rasch sich entwickelnden Freundschaftsverhältnisse freien Lauf; Louise hatte ja doch die Verpflichtung, Wichtiges und Bedeutungsvolles, was ihr Mascinska verrathen würde, Leoniden zu überbringen.

Louise erkannte diese Verpflichtung an, jedoch nur in begrenztem Maaße; sie verrieth Mascinska's Sehnsucht nach einer Mutter, weil sie dadurch das Gemüth der Freifrau mild und gütig stimmen wollte, aber sie verschwieg es, daß Mascinska geäußert, sie empfinde in dem Wesen der Freifrau etwas feindlich gegen sie Anstrebendes.

Ueber Gottward, der den verwandelten Jäger mit freundlicher Aufmerksamkeit behandelte, hatte sie sich nie geäußert; nur als sie im Schlosse wieder auf ihn traf, hatte sie seinen Gruß nur flüchtig erwidert; als Louise ihr erklärte, daß sie dem Sohne des Grafen ehrerbietiger begegnen müsse, hatte sie nur geantwortet: „So?" und war dann gleichgültig auf andere Dinge übergegangen.

Leonide konnte sich der Vorstellung nicht entwehren, daß Mascinska die Tochter ihrer verstorbenen Schwägerin sei; dem Grafen drängten sich gleiche Gedanken auf; aber beiderseits mochte man diese Gedanken für den Austausch nicht schicklich gehalten haben, man hatte sie einander verschwiegen und las sie sich gegenseitig nur im Gesichte ab.

Die plötzlich erwachte Sehnsucht Mascinska's nach der Mutter beunruhigte den Grafen in hohem Grade;

er mußte darin eine merkwürdige Einwirkung des Bildes erkennen, eine Einwirkung, die sich nur mit der wunderbaren Construktion erklären ließ, nach welcher die Natur das menschliche Innere gebildet und begabt hat.

Die sich ihm aufdrängenden Gedanken eines natürlichen Zusammenhanges der Todten und des Mädchens wurden immer dreister und duldeten fast kein Zurückweisen mehr. Die Stimmung des Grafen wurde immer trüber, immer melancholischer. Da tönten aus der Ebene herauf die Glocken der Kirche. Es war kein Sonn- oder Festtagsgeläute. Der Graf wußte, man trug jetzt den Förster hinaus und senkte ihn ein; der Priester segnete noch den für die Verwesung bestimmten Leib, dann drei Hände voll Erde noch, als letztes Liebeszeichen von befreundeter oder fremder Hand — dieser Gabe entzog sich Niemand — und die Lebenden kehrten zum Leben zurück und ließen den Todten bei den Todten.

Der Graf dachte und fühlte in diesem Augenblicke, wo die Trauerglocken klangen, dieser Vergänglichkeit nach; der Gedankengang stimmte ihn weich, er suchte wieder die Frauen auf und setzte sich in ihre Mitte. Man merkte ihm schon seit den letzteren Tagen an, daß er nicht gern allein sei, daß er wahrscheinlich vor dem eignen Denken fliehe.

Man fragte, was der Glockenton bedeute.

„Ein Begräbniß,“ entgegnete der Graf; er sprach

den Namen Wenzl nicht aus, um Mascinska nicht zu erschrecken.

Diese saß still und träumerisch; die Nadel ruhete in ihrer Hand; der Blick haftete am Boden.

Jetzt richtete sie sich in die Höhe und den Blick sinnend auf den Grafen richtend, sagte sie:

„Mir ist, als gälte dies Läuten mir. — Mein Vater — Ich muß fort!"

So aus tiefem Sinnen zur plötzlichen Erregtheit übergehend, sprang sie auf, um das Zimmer zu verlassen. Der Graf hielt sie zurück.

„Sie irren!" sagte er. „Ihr Vater ist wohl! — Wenn es Sie beruhigt, schicke ich —"

Sie ließ den Grafen nicht zu Ende sprechen.

„Nur bald! bald!" flehete sie. „So traurig habe ich die Glocken lange nicht läuten hören! Ihr Ton ängstiget mich!"

Betroffen von dieser Aeußerung der Erregtheit des Mädchens, wollte der Graf in diesem Empfinden des ihr Näherangehens dieses Trauergeläutes auf ein höheres Seelenvermögen Mascinska's schließen. Das Geläute galt ja einem Manne, der, wer weiß wie nah und innig mit ihrem Leben vielleicht verwachsen war.

Er rief einen Diener herbei und gab diesem in Gegenwart Mascinska's Auftrag, sich genau über den Zustand des alten Schulmeisters Auskunft geben zu lassen und diese auf's Schloß zu bringen.

Von diesem Augenblicke an schien das Mädchen beruhigter; sie lauschte dem Klange der Glocken, als wolle sie erlauschen, was sie wohl sprächen. Der gesendete Bote kam nach einiger Zeit aus dem Dorfe und dem alten, zerfallenden Hause, in welchem Torbeck, der ehemalige Schulmeister lebte, zurück . . . . im Hause unten war man nach Umständen wohl und ließ sogar grüßen.

Schon seit länger als einer Stunde waren die Trauertöne der Glocken verhallt; Gottward war hinabgegangen in's Forsthaus und hatte dem todten Freunde, indem er hinter dem Leichenwagen zugleich seinen Vater repräsentirte, das letzte Geleit gegeben, die trauernde Josephine, die Vater und Sohn überlebt, beruhigend und auf dem Rückwege vom Friedhofe ihre kleinen Angelegenheiten im Forsthause ordnen helfend . . . . . da trat ein Diener ein und meldete: „Der Priester des Dorfes, Pater Joseph, wünsche den Grafen auf eine Stunde unter vier Augen zu sprechen.“

Der Graf war von dieser Meldung nicht wenig überrascht; der Gedanke, der Verstorbene werde vor seinem Ende Alles gebeichtet haben, drängte sich ihm mit erschreckender Wahrscheinlichkeit auf. Die Lippen der Kirche sind stumm und geschlossen, das wußte der Graf, und doch bebte er, doch durchzitterte es ihn angstvoll, vielleicht die Kirche zur Mitwisserin eines Geheimnisses zu haben, das ihm selbst noch unenthüllt war.

Aber der Priester mußte angenommen werden, schon der Zusatz, den er beigefügt, als er sich melden ließ: „unter vier Augen" forderte dazu auf.

Der Diener erhielt die Weisung, den Pater Joseph auf das Zimmer des Grafen zu führen; dann, mit Leoniden, die die Meinung des Bruders in Bezug vom Förster gemachter Geständnisse theilte, noch ein paar Worte wechselnd, folgte er.

Pater Joseph war eine jener Erscheinungen, denen Energie und eine gewisse Härte des Wesens in allen Zügen und Bewegungen aufgedrückt ist. Er war hoch gewachsen und von festem, muskulösen Baue. Seine Stimme hatte etwas Hartes, Unharmonisches. Das längliche Antlitz litt nicht an Fülle; der Mund war stets fest geschlossen; die gebogene Nase, die dunkeln, von dichten Brauen überbuschten Augen und die zwar nicht hohe, aber breite, eherne Stirn gaben dem Antlitz einen finstern, fast feindlichen Ausdruck.

Die Kleidung des Priesters hatte gleichfalls etwas „Strenges," „Unbeugsames!" Der bis über die Kniee reichende, mit einem Stehkragen versehene, dunkelfarbige Rock wurde von ihm meist bis an den Hals zugeknöpft getragen; sonst würde man eine Weste von gleicher Farbe und ein feines, im reinsten Weiß glänzendes Oberhemd wahrgenommen haben. Von glei-

cher blendender Weise war das Halstuch. Die anliegenden dunkeln Beinkleider endeten in bis an die Kniee reichenden, glänzenden Stiefeln, die oben mit ein paar schwarzseidnen Quästchen geziert waren. Das Haar fiel in dunkeln Locken in den Nacken; die Tonsur bedeckte ein schwarzer, breitkrämpiger, niedriger Hut.

Dieser Priestererscheinung, die nur die strafende, nicht aber die liebende, die aufrichtende Kirche repräsentirte, jene Kirche, die etwas von den düstern, gothischen Domen hat, in welchen sich Kirche und Glaube wie etwas geheimnißvoll Unheimliches empfinden lassen, stand der Graf mit der innerlich drückenden, schweigenden Frage gegenüber: „Was hat der Sterbende diesem Priester zu beichten gehabt?"

Pater Joseph maß die Formen der Höflichkeit nach knäppstem Maaße; die Kirche nur durfte sie fordern und zwar in ausgebildetster Weise — und er war ihr Repräsentant und Diener zugleich. Pater Joseph würde geglaubt haben, seiner Kirche etwas zu vergeben, hätte er nicht immer das Bewußtsein für Jeden, der mit ihm verkehrte, zu Tage treten lassen können: „Ich bin ich!"

So stand er auch dem Grafen gegenüber. In Beiden waren zwei feindliche, sich abstoßende Elemente erkennbar. Im Priester sprach es sich aus: die Kirche ist das Höchste, das Mächtige und Gebietende, sie geht von Gott selbst aus, sie repräsentirt ihn, sie vermittelt zwischen dem Menschen und ihm. Im Grafen

dagegen sprach sich die Geschichte, die Tradition, die ganze Gewalt historischer Erscheinungen aus, die seinen Namen trugen. — Eines fühlte die Gegnerschaft des Andern; dennoch suchte man sich zu maskiren, suchte sich in seinem eigensten Wesen zu verbergen — es war ersichtlich, Jedes hatte Vortheile im Auge, hatte zu gewinnen.

Der Priester begann mit einer Einkleidung, die den Grafen auf wichtige Eröffnungen gefaßt machen mußten. Er sprach von dem Stammbaume des gräflichen Geschlechts, dessen Wurzel tief eingesenkt im Schooße der Zeit ruhe und Jahrhunderte um Jahrhunderte als neue Schichten sich darüber gelagert; sprach von den Thaten, die in die Geschichte des gräflichen Geschlechts eingezeichnet waren und die vorzugsweise zur Zeit der Reformation und nach derselben glänzend gestrahlt; sprach davon, wie weitverzweigt und blühend dieser Stammbaum gewesen, der sich einstmals durch ganz Böhmen und Oesterreich ausgebreitet und dessen Zweige selbst bis Italien gereicht. — Der Priester war während seiner Apotheose des gräflichen Stammbaumes beredt geworden, seine Stimme war gehoben. — Plötzlich hielt er ein. Er fixirte den Grafen, der bleich und erwartungsvoll und schon auf Schlimmes gefaßt, weil der Priester seinen Ahnen eine Lobrede halten konnte, vor diesem stand.

Mit gesenktem Tone setzte Pater Joseph nach langer Pause seiner Rede hinzu: „Sie haben nur einen

Sohn; auf diesem allein noch beruht die Hoffnung, daß das Geschlecht der Grafen von Eggenhof nicht ausstirbt.“ —

Er schwieg wieder.

Den Grafen überlief es heiß und kalt. Es war nur zu ersichtlich, der Priester verbarg noch eine Mittheilung von ungeheurer Schwere. Er fragte nicht, woher hat er die Mittheilung? Welches Interesse hat der Priester, daß er sie Dir bringt? — er fühlte nur ahnungsvoll, Pater Joseph hatte die Axt an die Wurzel gelegt.

Der Priester wie der Graf, Beide schwiegen; Beide standen sich mit gezogenem Degen gegenüber; Beide betrachteten sich aufmersam, um die Blöße des Gegners zu erspähen.

Nach langer Pause begann der Priester — jetzt in nachdrucksvollem, langsamen Tone:

„Ein Sterbender hat in seiner letzten Stunde ein Geheimniß mir gebeichtet, das Sie, das Ihren Stammbaum betrifft. Dieses Geheimniß ist Eigenthum der Kirche geworden; es ruht unter ihren Siegeln.“

„Sind sie lösbar?“ fragte der Graf rasch.

Der Priester sann eine Weile nach, dann sagte er: „Es wäre möglich!“

„Dann sagen Sie mir, wie?“ drängte der Graf.

„Die Vorläufer der französischen Revolution,“ sprach der Pater, „die Diderots, die Voltaires haben den Sturz der Kirche vorbereitet, indem sie sie an-

griffen, theils durch eine, den Atheismus predigende Philosophie, theils durch leichtsinnigen Spott und Satyre. Die Revolution folgte ihnen auch darin, sie schaffte Gott ab und dekretirte die Vernunft zum höchsten Wesen. Daß der Convent unter Robespierre später dekretirte: „Es giebt ein höchstes Wesen," hob die Wirkung des erstern Dekretes nicht auf. Napoleon hat die Revolution zu Boden geworfen, aber er hat die gestürzte Kirche nicht wieder aufgerichtet. Er ignorirt sie, und das ist bedenklicher, als wenn er sie haßte. Von Frankreich, von dem katholischen Frankreich aus droht unsrer Kirche die größte Gefahr. Dadurch, daß der Beherrscher Frankreich's alle Macht in sich vereinigen will, nimmt er der Kirche die ihrige; sie muß ihm zum Gegner werden, oder sie müßte die von allen Ansprüchen entblößte, die duldende werden, die Märtyrerin ihrer heiligen Rechte!"

Der Graf nickte schweigend; gegen Napoleon fühlten sich in Oesterreich alle Stände verbunden.

Pater Joseph fuhr fort an dem Bilde weiter auszumalen, das er von der Kirche und ihrem Gegner entworfen.

„Von Frankreich aus," sagte er, „gehen die düstren, schwarzen Schatten, die den Glanz der Kirche, den Glanz des römischen Stuhles verdunkeln. Pius dem VII. ist schon die Politik der Gewalt entrissen worden, er besitzt nur die der Klugheit noch. — Das Concordat mit Frankreich hat der Kirche für zehntausend gebrachte

Opfer der Entsagung kaum zehn nichtsbedeutende Rechte eingeräumt. So schließt Frankreich seine geistlichen, so seine weltlichen Traktate."

„Das Vorrecht der Gewalt!" warf der Graf ein.

„Oesterreich rüstet," fuhr Pater Joseph fort, die Bemerkung des Grafen ohne Antwort lassend. „Es rüstet für seine weltliche, aber auch für seine geistliche Macht. Immer näher rückt der Zeitpunkt, wo die Waffen entscheiden werden, ob Oesterreich, ob Frankreich die erste Stimme im europäischen Rathe gebührt. Ein Sieg Oesterreich's ist der Sieg der Kirche und des Conservativismus; es ist daher auch für den Adel, auch für den Feudalismus von großer Wichtigkeit. Zwar hat Napoleon das allgemeine Bürgerthum in Frankreich abgeschafft, hat den Adel wieder in's Leben gerufen, hat mit der Demokratie gebrochen — und doch — doch! — Er konnte das Prinzip der Legitimität, das Prinzip der Geburtsaristokratie nicht retten, weil er es für sich nicht in Anspruch nehmen konnte; er schmeichelt dem Aristokratismus, aber sein Leben, sein Schicksal macht ihn wider Willen zum Demokraten; dadurch, daß er sich den Purpurmantel umhing, die Krone aufsetzte, verwarf er das Prinzip der Legitimität und predigte thatsächlich die Gleichberechtigung Aller auch für den Thron!"

Der Graf nickte bejahend.

„Der Krieg Oesterreich's gegen Frankreich muß mit aller Kraft geführt werden!" fuhr der Pater

begeistert fort. „Die Zeit mahnt an innere Kräftigung jeglichen Standes, auch der — Kirche. Die Kirche bedarf der Mittel; sie muß sich festigen gegen die Wurfgeschosse Frankreich's, sie muß sich uneinnehmbar machen gegen die weltliche Macht! — Auch die Kirche rüstet; auch die Kirche ruft unter die Waffen! Pius VII. sendete seine Werber, die Väter Jesu, um sie schaaren sich die Gläubigen, die, den heiligen Michael, wie er den Drachen schlägt, zum Sinnbilde machen, gegen die Adler, die in Frankreich auffliegen, und unter diesem siegen werden."

„Aber," warf der Graf, der langen Einleitung müde, ein, „warum sagen Sie mir das?"

„Um die Kirche zu rechtfertigen, daß sie in außerordentlichen Zeiten sich außerordentlicher Mittel erlaubt," versetzte scharf betonend der Pater. — „Unter dem Siegel der Kirche ruht auch ein Geheimniß, das Sie betrifft. Ich darf Ihnen sagen: ein für Sie wichtiges, folgereiches Geheimniß! — Die Kirche bietet es Ihnen an gegen ein — Lösegeld."

„Lösegeld?" fragte der Graf, erstaunt über die Eigenthümlichkeit der Forderung des Priesters.

Dieser ließ sich nicht verwirren. Ruhig, fest, durchdrungen von dem Glauben an die Zweckheiligkeit, sagte er:

„Die Kirche giebt mehr, als sie nimmt, das ist wieder ihr Besonderes, ihr sie Auszeichnendes; sie fordert Opfer, aber sie opfert sich auf für ihre Gläu-

bigen. — Es ist kein Handel, den Sie treibt. Sie können ja der Kirche ein freies Geschenk machen, und aus freiem Antriebe löst sie das Siegel, vielleicht, um eines ihrer liebsten Kinder vor einem Irrthume zu bewahren. — Sie könnte nur halb enthüllen, Herr Graf; könnte schweigen und gebieten und — mit Ihrem Tode sänk' Ihr Stammbaum in Trümmern!

„Priester!“ schrie der Graf auf und stürzte auf den Pater zu. „Noch einmal dieses Wort!“

„Ich wiederhol' es!“ sprach Pater Joseph mit starker Stimme. „Die Kirche bricht das Siegel, doch nur für Sie!“

Der Graf ging heftig bewegt im Zimmer auf und nieder. Er hatte keine Wahl, und daß er keine hatte, das eben trieb ihm das Blut zu Kopfe. „Wer ist dieser Priester, daß er so zu Dir sprechen darf!“ fragte sich der Graf schweigend und knirschte mit den Zähnen. Er mußte sich antworten: „Pater Joseph ist Jesuit. Er wurde Dir in Wien als eine der kräftigsten Stützen der Kirche und damit zugleich des Conservativismus empfohlen!“ Und wie stand dieser Priester ihm, dem Grafen, gegenüber!

Sein Stolz empörte sich gegen die Forderung des Priesters, die Klugheit rieth zum Nachgeben; ganz offenbar hatte die Kirche keinen Gewinn, wenn das gräfliche Geschlecht mit dem Grafen erlosch, aber die Drohung des Priesters war doch der Art, daß der Graf davon beunruhigt bleiben mußte. War Gott-

ward nicht sein Sohn? War die verstorbene Gattin an seiner Liebe zur Verrätherin geworden? . . . Was mußte er nicht Alles denken! In welchem Dunkel tappte er umher!

Dennoch mußte ein Entschluß gefaßt werden! — Der Graf war eben dabei, diesen Entschluß auszusprechen, da zogen eilige Männertritte, die sich seinem Zimmer näherten, seine Aufmerksamkeit auf sich. Bald auch öffnete sich die Thüre und bleich und verstört trat Gottward ein.

Sein Eintritt geschah, gegen die Sitte auf Saczdin, unangemeldet. Der Graf hatte diese Sitte festgehalten, um niemals selbst in die Verlegenheit zu kommen, oder Andere derselben auszusetzen, überrascht zu werden, oder zu überraschen. Dieses Vorrecht blieb der Dienerschaft, die naturgemäß in der gräflichen Anschauungsweise sehr niedrig rangirte.

Gottward trat mit einem offenen Briefe in der Hand in's Zimmer seines Vaters. Das Erblicken des Priesters macht ihn stutzen. Er wußte, daß sein Vater solchen Umgang nie liebte, daß er ihn sich nur gestattete, wenn zum Mindesten Bischofsstab und Ring ihn schmückten; er mußte sich deshalb fragen: Was will der Priester hier?

Der Graf, das bleiche Gesicht des Sohnes nicht bemerkend, war über die geschehene Störung erzürnt und fragte kurz und finster: „Was willst Du?"

Gottward, durch die Anwesenheit eines Dritten

beengt und an Aussprache verhindert, reichte dem Grafen den entfalteten, seiner äußern Erscheinung nach alten Brief mit einem kurzen, aber doch stark betontem „Lesen Sie!" —

Der Graf nahm den Brief aus den Händen seines Sohnes; als er aber nur erst einen Blick auf die geöffneten Schriftzüge warf, erbleichte er.

Dieser Farbenwechsel im Antlitze des Grafen war dem Priester nicht entgangen, dessen aufmerksames Auge unverrückt auf dem Grafen weilte. Er wendete sich jetzt von diesem ab und wie fragend auf Gottward.

Dieser aber bemerkte den auf ihn gerichteten Blick nicht; er sah nur das Erbleichen seines Vaters; sah, wie dessen linke Hand — die rechte hielt den Brief — nach einem Stützpunkt umherirrte, um den zusammenbrechenden Körper vor dem Falle zu hüten, sah es, wie sein Vater in der höchsten Erregung doch fühlte, daß er dem Sohne, dem Priester gegenüber stark und fest sein müsse. — Der Graf erholte sich von seiner Schwäche; das irre Auge blickte wieder trotzig; um den Mund legte sich der Ausdruck eines energischen „Sichgebietens" .... Er las den Brief, während Sohn und Priester erwartungsvoll vor ihm standen.

Jetzt richtete er sich auf, groß, fest; seine Blicke ruheten lange Zeit mit einem Gemisch von Theilnahme und doch wieder dem Ausdrucke von Abwehr auf Gottward, dann wendete er sich zum Priester.

„Sprechen Sie Ihr Geheimniß aus, auch in Ge-

genwart dieses Dritten!" sagte er. „Es ist zur Hälfte durch diesen Brief enthüllt; die andere Hälfte läßt sich, da nöthig — combiniren.

Pater Joseph schien zwar von der Anrede des Grafen betroffen, dennoch schwieg er; der um Mittel für die streitende Kirche werbende Jesuit war nicht so leicht aus der Fassung zu bringen.

„Nun?" rief der Graf — ungeduldig, daß der Priester noch immer schwieg.

Dieser zuckte die Achseln.

„Wenn das Geheimniß enthüllt ist, warum die Siegel der Beichte lösen?" entgegnete er.

„Nun wohl," sprach der Graf, „ich bin bereit. Im Testamente meiner Gattin sind 20,000 Gulden einem armen Mädchen legirt; dieses Legat ist nicht mehr nöthig — ich schenke es der Kirche."

„Ihr Wort, Herr Graf ..." wollte der Priester einwenden; der Graf unterbrach ihn.

„Ich gab es und in Gegenwart eines Dritten!" sagte er.

Pater Joseph fühlte, daß er nicht zu weit gehen dürfe, um nicht vielleicht Alles zu verlieren; auch wußte er, der Graf war zu stolz, um sein Wort zu brechen, das genügte vor der Hand, und da der Graf ihm selbst mit den Worten: „Ich weiß, ich bin der Letzte meines Stammes!" entgegenkam, ohne sich durch

Gottward's Anwesenheit beirren zu lassen, hielt er mit seinen Eröffnungen nicht länger zurück.

Es war eine eigenthümliche Geschichte, die der Priester erzählte, und die dort, wo dieser Lücken lassen, Gedankenstriche machen mußte, für uns von der Poesie ergänzt wird, für welche die Schleier, die über die Verhältnisse der Menschen geworfen werden, nicht gewebt sind.

Der jüngere Bruder des Grafen war von den Eltern für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, weil nach dem schon seit Jahrhunderten gültigen Familienvertrage die liegenden Besitzungen des gräflichen Geschlechts, die ein Mannlehen waren, nur immer auf den ältesten Sohn sich unverkürzt vererben sollten.

Graf Franz fühlte sich jedoch für den geistlichen Stand nicht befähigt, sein lebhaftes Naturell paßte nicht dafür. Und ob auch die christliche Anschauung über die verächtliche Eitelkeit der Welt in Purpur vertreten war; ob auch der Knecht der Knechte eine dreifache Krone trug und sich ihm, als einem der ältesten gräflichen Geschlechter entstammend, der römische Purpur wie von selbst darbot, so konnte er sich doch in einer solchen Mischexistenz von Welt und Himmel, Entsagung und Genuß nicht wohlfühlen; er wollte nichts halb sein; sich nicht halb — die mensch-

liche Seite — verdecken, um die andere Hälfte von sich, die priesterliche, desto sichtbarer werden zu lassen: er verließ den geistlichen Stand und nahm Militairdienste.

Der Umstand, daß er nicht Majoratserbe war, gestattete schon eine freiere Anschauung, durch welche er mit seiner eignen Existenz nicht in Conflikte gerieth; das Herz unterstützte ihn darin. Er lernte ein bürgerliches Mädchen, die Tochter des Schulmeisters des zum Besitzthum seines Bruders gehörigen Fleckens kennen und lieben — und heirathete sie.

Nur zu bald stellte sich jedoch heraus, daß das Mädchen ihr Herz schon verschenkt, und als sein Weib doch nicht kräftig genug war, es zurückzufordern. Sie hatte, vorzüglich dem Drängen der Mutter folgend, dem ihrer Bürgerlichkeit gegenüber mit dem Nimbus einer hohen Geburt umgebenen Werber die Hand reichen müssen.

Erst in der Ehe wurde der Mangel der Liebe ganz fühlbar, erst jetzt trat das weinende Geständniß ein, erst als der Bund unauflöslich geschlossen war, wußte man, daß er gar nicht bestand. — Der Schmerz dieser Entdeckung war grenzenlos. Der Gatte wollte verzweifeln, die Gattin weinte heimlich und ward bleicher und bleicher, ihr Blick trüber, ihr Lächeln immer schmerzlicher.

„Ich muß sie von mir befreien," sagte sich Graf Franz

in edler Aufwallung innigster Theilnahme für die Hinsiechende.

Aber die katholische Kirche bindet nur, doch trennt sie nicht. Und Graf Franz wollte seiner Gattin die volle Freiheit wiedergeben, weil nur darin die Möglichkeit lag, ihr verloren gegangenes Glück wieder zu erlangen: dem Manne ihrer Wahl mit dem Herzen auch die Hand zu reichen.

Oesterreich hatte sich zu jener Zeit mit Rußland gegen die Türkei verbunden, der wieder Schweden ein Bundesgenosse gegen Rußland war. Franz trennte sich von seiner Gattin, um am Feldzuge Theil zu nehmen, und empfahl die Zurückbleibende dem Schutze ihres Vaters, da ihre Mutter inzwischen gestorben war.

Der Krieg, der mit wechselndem Glück geführt wurde, war noch lange nicht beendigt, als schon die Trauerkunde eintraf, daß Graf Franz geblieben sei. Ein feindlicher Schuß in's Gesicht hatte ihn fast unkenntlich gemacht; nur an seiner Uniform hatte man ihn unter den Todten erkannt, aber die Papiere in seiner Brusttasche, und daß er beim Apell fehlte, hatten die unwiderlegbarsten Beweise seines Todes geliefert.

Der Heirath des jüngern Bruders war die standesgemäße des älteren bald gefolgt. Franz hatte, ehe er in's Feld zog, noch Zeit gefunden, seine Schwägerin nicht nur dem Namen nach, sondern auch in ihrem eigensten Wesen kennen zu lernen. Zwischen Beiden

hatte sich eine innige Freundschaft gebildet. Magdalenens tiefes Gemüth hatte mehr Empfindung und mehr Verständniß für die unglückliche Lage ihres Schwagers, als ihr Gatte, der die Mesalliance seines Bruders nie recht von Herzen vergeben konnte. An die Schwägerin empfahl Graf Franz seine Gattin noch besonders; es gab manches heimliche Gespräch zwischen Beiden, das dem Schicksale der Hinterlassenen gewidmet war, die, nach dem Abschiede des Gatten wieder bei ihrem Vater, dem Schulmeister Torbeck, und somit in der Nähe der Gräfin, die die junge, unglückliche Frau lieb gewonnen und, wenn auch in gleichem Alter mit ihr — doch wie eine Mutter über sie wachte und unter ihren Schutz nahm.

Bald nach seinem Weggange traf auch schon die Nachricht von dem Tode des Grafen Franz ein. Marie, seine Gattin, wurde davon tief erschüttert, in ihre Trauer mischte sich ein Gefühl von Schuld, und doch mußte sie sich sagen, die Liebe ist ja keine Blume, die in den Boden des Herzens gepflanzt werden kann, sie muß von selber sprießen, nur ihre Pflege können wir übernehmen.

Mit heilender Hand berührte die Zeit auch diese Wunde, daß sie sich schloß; Marie trat nach nicht ganz zwei Jahren nach dem Tode des Gatten aus dem gräflichen Stande in den bürgerlichen zurück und reichte dem Einstgeliebten Hand und Herz.

Aber sie betrat jetzt an der Hand erfüllter Wün-

sche nur ein neues Feld täuschender Glückseligkeit. Unter den Rosen lauschte die Schlange. Sie war nicht ein Jahr lang die Gattin eines Grafen gewesen, ohne nicht Eindrücke dieser Existenz davon zu tragen. Die Gelder, die der jüngere Graf aus den Besitzungen seines Bruders zog, hatten eine noch immer gräflich anständige Existenz erlaubt; der Gatte war todt, die Wittwe kinderlos, und somit fiel diese Rente an die Besitzung des ältern Grafen zurück. Marie setzte aber auch die als Wittwe des Grafen ihr zukommende Rente an die Liebe: indem sie wieder heirathete, fiel selbst diese an das Majorat zurück. Sie vertrauete dem Geliebten mit einer Hingebung, die jede Vorsicht, jede Klugheit vergessen ließ.

Im Gatten Mariens hatte die Zeit viel geändert. Der Verlust der Geliebten hatte ihm Zerstreuung nöthig gemacht, diese Zerstreuungen waren ihm allmählich zum Bedürfniß geworden; er übte sie gewohnheitmäßig; der Wiederbesitz Mariens konnte ihn auf kurze Dauer davon entfernen — mit ihr zu brechen, war er schon nicht mehr stark genug.

Mariens Loos wurde immer beweinenswerther. Für den Gatten war sie nicht mehr die frische Blume, unmittelbar aus dem Boden der Liebe herausgehoben und in die enge Häuslichkeit verpflanzt. Bernard, als er die — Gräfin nahm, hatte, durch seine Zerstreuungen genöthigt, schon rechnen gelernt und gehofft, Marie werde nicht mit „leeren Händen" kommen und

diese trug ihm doch nur ihr Herz zu. Die aus diesen Täuschungen hervorgehenden Verstimmungen wurden für Marien um so unerträglicher, da sie durch sie zu Vergleichungen zwischen sonst und jetzt gedrängt, das zarte, rücksichtsvolle Benehmen des ersten Gatten gegenüber der rohen Verstimmung des zweiten erst ganz und in vollem Werthe empfinden mußte.

Die Gutsherrin war der unglücklichen Frau Beschützerin und Freundin geblieben. Der der Gräfin mit rührendster Treue ergebene Wenzl vermittelte die Wohlthaten, die aus dem gräflichen Schlosse hernieder gesendet wurden in's Dorf, wo Bernard ein schon schwer verschuldetes Haus besaß, in welchem er das Wagner- und Stellmachergewerbe nur läßig betrieb und seine Kundschaft nöthigte, sich weiter zu wenden.

Zwei Jahre waren seit ihrer Wiederverheirathung vergangen; Marie fühlte sich Mutter. Die Gräfin, die sich in gleich glücklicher Lage befand, verdoppelte ihre Sorge für ihre frühere Schwägerin, und konnte das um so leichter, da die politischen Ereignisse in Frankreich, deren Rückwirkungen auf Deutschland man fürchtete, und die Interessen der vertriebenen Glieder des Königshauses den Grafen nach Wien berufen hatten. Der in Allem zuverlässige Wenzl war zum Schutze der Gräfin, die in ihren jetzigen Verhältnissen eine Reise nicht wagte, zurückgelassen worden.

Die Zeit der Entbindung rückte für Marien wie

für die Gräfin immer näher, obwohl die Gräfin diesem Zeitpunkte näher war.

Eines Tages in der abendlichen Dämmerungsstunde ist Marie im Garten, der an die Seite des Hauses stößt, beschäftigt, von der von einem Baume zum andern gezogenen Leine Wäsche abzunehmen; die Straße vom Walde her, kommt ein Mönch, — das hat in Oesterreich eben nichts Auffälliges. Aber die Gestalt des Mönchs, sein Gang, die Art, wie er Arme und Kopf bewegt, haben für Marien etwas Interessantes, Etwas, wie aus früherer Zeit her Gekanntes. Sie sieht aufmerksamer nach dem immer näher Kommenden hin; die Gestalt bewegt sich wie auf dem Boden ihrer Erinnerungen, aber noch als Schattengestalt, die nur Form, aber nicht Körper hat. Plötzlich aber verkörpert sie sich, plötzlich tritt sie für Marien aus der Erinnerungswelt in die wirkliche. Marie schreit laut auf und sinkt dann zu Boden. Aus dem Hause eilen Leute, die zur Miethe mit darin wohnen, herbei, Nachbarn, die in der Nähe des Gartens sind, dringen in diesen hinein. Niemand beachtet den Mönch, der einen Augenblick zögernd steht, ob er mit hinzueilen soll, dann aber die Capuze über das Gesicht zieht und auf einem Seitenwege schleunigst das Dorf verläßt.

Der Vorfall bleibt für die Bewohner des Dorfes unerklärt. Marie verfällt in nächster Folge desselben in ein hitziges Fieber und phantasirt von ihrem ver-

storbenen Gatten, den sie am Leben glaubt, den sie sogar gesehen haben will.

Während die Arme vom Anblick ihres hingeschiedenen Gatten wie von einer Schuld gequält wird, leidet sie am Unentbehrlichsten Mangel. Ihr jetziger Gatte arbeitet schon jetzt auswärts um's Tagelohn, das er am Ende der Woche nur kaum zur Hälfte nach Hause bringt. Glücklicherweise für Marien hat die Gräfin von ihrer Lage gehört, sie sendet eine alte vertraute Dienerin, die sie aus dem elterlichen Hause mitgenommen, ihr zur Pflege hinab und Wenzl, den der Graf zum Schutze der Gräfin zurückgelassen, erhält von seiner Gebieterin Auftrag, zwischen den Bedürfnissen Mariens und dem herrschaftlichen Keller und Speisegewölbe zu vermitteln. Die Gräfin, die Marien, als zu ihrer Familie gehörig, lieben gelernt, konnte sich nicht daran gewöhnen, sie später als nie zu ihrer Familie gehörig gewesen, zu betrachten, sie konnt' es nicht, weil sie wußte — der Gatte der Unglücklichen, der durch ihr eignes Herz Betrogenen — lebt noch.

Wie seltsam irre doch die Herzen aller dieser Menschen gingen! Graf Franz, der lebensübervolle Mensch, liebte Marien mit einer Kraft, die dieser Liebe zugleich Dauer verlieh, weil sie sich nicht erschöpfte; er liebte bis zur Höhe der Entsagung! Gerade dieses Opfer hatte einen eigenen Reiz für ihn, weil er an demselben seine Willensfestigkeit erproben konnte. Er ging

für sie zu sterben und fand doch den Tod nicht, den so viele gefunden. Franz hatte eine Wunde am Kopfe erhalten, die ihn auf's Schlachtfeld zu den Todten wirft, während die Seinigen dem Siege zueilen. Er erwacht unter Leichen; die Wunde war nicht gefährlich und seine Ohnmacht meist eine Folge der Erschütterung. Aber schon nach einigen Augenblicken besinnt er sich, daß er ja zu sterben habe, zum Heil eines geliebten Wesens, daß er nie — nie wieder hätte erwachen sollen. — Die Sonne ist gesunken; rings um ihn ist's still und lautlos; die Schläfer all' sie schlafen so ruhig; dunkle schwarze Gestalten kreisen um die Todten. — Nicht weit von ihm liegt ein Kamerad lang ausgestreckt. Wer er gewesen? — Niemand kann ihn mehr erkennen: das Gesicht ist zerrissen von einer Kugel. Er untersucht den Todten und da er keine Papiere bei ihm findet, steckt er ihm die seinigen in die Tasche. So wird der Tode auf dem Schlachtfelde getauft und wenn man ihn auf der Liste der Gebliebenen verzeichnet, wird man nun lesen: Franz Graf von Eggenhof.

Franz entfernt sich vom Schlachtfelde; er geht durch die schweigende Nacht; der Mond beleuchtet eine ihm fremde Gegend. Am Morgen endlich kommt er an ein Kloster; er klopft an und findet Aufnahme. Aber die Wunde am Kopfe, der Blutverlust, der weite bei Nacht zurückgelegte Weg, vielleicht auch noch nicht überwundene Gemüthszustände werfen ihn auf's Krankenlager. Er wird im Kloster behalten und von den

Mönchen auf's Sorgfältigste gepflegt. Die Stille des Klosterlebens, die stete Beschäftigung mit Ueberirdischem und Ewigem, die kranken Herzen so zusagend ist, sprechen ihn an: unter fremdem Namen tritt Franz in's Mönchsleben, indem er seine für den Krieg mitgenommene Baarschaft dem Kloster schenkt.

Aber Franz macht nach zwei Jahren die Bemerkung, daß bei der Beschäftigung mit dem Himmel doch das Herz nicht aufhört, sich selbst zu leben, daß es seine eigenen Gefühlsgänge hat, die nicht in Entsagung alles Irdischen, sondern in der Sehnsucht nach Marien auslaufen. — Franz staunte über diese Wahrnehmung. Seine Liebe hatte sich noch nicht ausgelebt, die Gewohnheit hatte ihr nicht allen Farbenschmelz abgestreift, sie hatte das Hohe, Edle eines Märtyrerthums — darum war sie so dauernd, so treu.

Der Prior, an welchen sich Franz mit der Bitte wendete, ihn für einige Zeit zu beurlauben, hatte nichts dagegen; er ertheilte dem Bruder Franziskus noch einige, das Wohl der Kirche und Klöster fördernde Aufträge und Missionen, die diesen, der das Ziel seiner Reise nicht so unbedingt bezeichnen wollte, einen Umweg zu machen, zwingen; und in grauer Kutte, die Sandale am nackten Fuße kommt Franz dort an, wo er er einst mit Marien glücklich zu sein gehofft.

Der Mönch betritt das Gebiet seines Bruders, des Majoratsherrn; über die sich weit ausdehnenden Fluren, Dörfer und Wälder herrscht die stolze Veste,

die so baufällig und doch so kühn von ihrer Höhe herniederschaute — Thränen treten ihm in die Augen; er fühlt sich unglücklich, sein Leben erscheint ihm als verfehlt: um das Glück der Liebe betrog ihn Marie, um das Glück des Herrschens, des Ehrgeizes brachte ihn das Erstgeburtsrecht seines Bruders! Und doch liebt er den Bruder, mehr aber noch die sanfte Magdalene, seine Schwägerin, die tausend wunderbare, poetische Gedanken aus seinem Gemüthszustande herauswachsen sah, geistige Blüthen, die sie pflückte und mit welchen sie ihn sonst beschenkt hatte.

Franz hatte, als er in's Feld zog, seine Schwägerin als Schützerin über Marien gesetzt. „Ich werde nicht wiederkehren," hatte er geäußert; „sei Du ihr Schutzgeist, auch wenn sie die ihr durch mich verloren gegangene Liebe wiederfindet."

Die Schwägerin hatte ihm die Hand gereicht zur Bestätigung, daß sie die Bitte gern und innig erfülle. „Du wirst wiederkehren!" hatte sie dabei wie sich und ihn beruhigen wollend geäußert; Franz aber hatte ein kurzes, entschiedenes „Nein!" geantwortet, so daß die Gräfin erschrocken auf ihn geblickt und vor dem starren Blick und dem bleichen Antlitze zurückgetaumelt war.

Dieses feste, fast rauhe „Nein!" hatte sie lange beunruhigt; sie hatte sich's nicht anders zu erklären gewußt, als daß Franz im dichtesten Gewühl der Feinde den Tod suchen oder — im äußersten Falle sich selber geben würde. Die Nachricht vom Tode

Franzens war eingetroffen; die Gräfin hatte sie wie ein schmerzliches „Es mußte sein!“ empfangen und aus diesem Leiden eines befreundeten Herzens nur eine Anregung mehr zur innigsten Liebe für den Gatten geschöpft, um sich in ihm zugleich glücklich zu machen...

Als ihr jetzt Wenzl, der Jäger, eine ganz heimliche, nach seiner Weise vorbereitete Meldung machte, erblaßte die Gräfin und war einer Ohnmacht nahe.

„Graf Franz?“ frug sie wiederholt. „Nein! Nein! Wenzl, Du hast falsch gehört!“

Aber Wenzl beharrte darauf, daß Graf Franz im Mönchskleide die Burg umschlichen, daß, als er Wenzln, der zur nächsten Stadt geschickt worden war, um von Wien aus Gekommenes für die Gräfin von dort zu holen, erblickt — es war schon in der Dämmerstunde — diesen zu sich gewinkt und sich ihm, der ihn schon selber erkannt, auch noch entdeckt habe.

Wenzl wußte genau, daß Graf Franz zu ihm gesagt:

„Wenzl, Du bist das treueste Blut unter Allen, die auf der Veste sind, und Deiner Herrin mit ganzer Seele zugethan; Du hast Deinen Stammbaum so gut, wie mein Bruder, der Majoratsherr, und kannst Dich's rühmen, daß Deine Ahnen alle das Verdienst der hingebendsten Treue an ihre Herrschaft hatten; Dir darf ich schon vertrauen. Sag' Deiner Herrin, daß ich lebe, daß ich sie sprechen müsse!... Aber Wenzl, Du schwörst mir — Schweigen!“

Der Jäger hatte diese Worte des Grafen Franz wiederholt, und dabei hatte seine Stimme fast vor Rührung versagt und das gehörte Lob hatte ihm die Augen übergehen lassen. Er legte die Hand auf's Herz, als wiederholte er seinen Schwur, den er dem Grafen Franz gethan. Die Gräfin hatte aber dem Schwager die erbetene Unterredung gewährt.

Die Dämmerung und die geschickte Führung Wenzel's der jeder möglichen Begegnung vorzubeugen gewußt, verdankte es Graf Franz, daß er ungesehen oder doch wenigstens unerkannt, in das Zimmer der Gräfin, seiner Schwägerin, gelangte.

Welche Scenen des Schmerzes und doch auch der Freude! Der Tiefbetrauerte: am Leben und doch todt! Aber die Zeit war kostbar; der Mönch konnte nicht allzulang im Zimmer der Gräfin weilen: wenn man ihn doch gesehen, wäre ein langer Besuch um so auffallender gewesen. „Dich nur sehen," liebe Schwägerin," sagte Franz, „von Dir einen Trost, ein liebes, theures Wort mir holen wollt' ich und ein Versprechen. Du hast es mir nicht ganz gehalten. Im Dorfe hörte ich — Maria ist unglücklich!"

„Sie ist verheirathet!" hatte die Gräfin eingeworfen. „Ihr Gatte . . ."

„Denke daran, daß ich erster Gatte bin, sie hat deren zwei. Nimm Dich ihrer an!" bat Franz. „Um ihretwillen bin ich hier; ich habe ja sonst keine befreundete Seele! Ich lebe noch, unsere Kirche trennt die Ehe

nicht, denke mithin, daß sie meine Gattin ist, daß sie es ist, so lang ich lebe! Versprich mir das!"

„Ich verspreche es!" hatte die Gräfin tiefgerührt erwidert.

Jetzt wendete sich der Mönch, um zu gehen.

„Trennung!" fuhr es schmerzvoll durch das Herz der Gräfin. Sie versuchte ihn zurückzuhalten; tausend in der Ausführung unmögliche Vorschläge gährten auf, um den Bruder des Gatten zum Bleiben zu bewegen.

„Unmöglich!" sagte Franz tiefbewegt. Selbst dem Bruder kann ich keinen Gruß sagen lassen!"

Er ging. Die Gräfin sank weinend in den Sessel . . . .

Am Fuße des Berges lag eine Eremitage, eines jener gefälligen kleinen Häuschen, worin die Einfachheit so comfortable, das etwaige beschauliche Leben so weich gebettet ist. Dahin ließ die Gräfin Marien bringen; den Gatten derselben ließ sie durch den Amtmann bedeuten, daß er die Eremitage nicht betreten dürfe. Dieser Absolutismus aus dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts hatte speziell in diesem Falle das Gute, daß Maria ungestört die Wohlthaten der gräflichen Freundin und die Pflege der abgesendeten, aufmerksamen alten Dienerin genießen konnte.

Die Zeit der Entbindung für beide Frauen nahete. Wenige Stunden auseinander erblickte in der Eremitage ein Knabe, — auf dem Schlosse ein Mädchen das Licht der Welt.

Marie lag bewußtlos, fast sterbend; alle Eindrücke ihres Schicksales schienen auf diesen Zeitpunkt hin in ihrem Körper sich gesammelt zu haben, um nun loszubrechen und, sich befreiend, ihr Gefäß zu sprengen.

Die Gräfin litt nicht minder. Was sich unter ihrem Herzen bewegte, hatte sie zeither mit Hoffen und Bangen erfüllt; für den Grafen, der seinen Bruder ja gestorben wußte, war ein Erbe für die Geschichte und Traditionen des gräflichen Geschlechtes, als letztes Reiß an dem einst blühenden Stammbaume ein heißer, fast alle Lebensfragen für ihn umfassender Wunsch. Die Gräfin hatte den Tiefsinn ihres Gatten, der die schwüle Decke war, unter welcher er den Kampf seiner Liebe zur Gattin mit dem Entschlusse, um päpstlichen Dispens zur Scheidung von ihr, die in wichtigen Ausnahmefällen nicht versagt wurde, nachzusuchen, recht gut verstanden; sie hatte die ganze Bedeutung des Lebens unter ihrem Herzen erkannt. Ihr Glück, Ihr Lebensfrieden, die Hoffnungen ihres Gatten — was bewegte sich nicht schon Alles in dem Embryo! Und jetzt — jetzt! .... Und wenn der Gatte auch um das Leben seines Bruders erfuhr, wenn sich auch alles Widerstrebende ordnen ließ: die gerade fortlaufende Linie von Vater zu Sohn, die durch Jahr-

hunderte sich zog, war doch gebrochen und für den Wunsch des Grafen hätte es keinen Ersatz gegeben.

Die Gräfin betrachtete das Kind, das ihr die Hebamme, die ihr von einer geliebten Mutter empfohlen worden, und durch ihre vorgerückten Jahre eine gewisse Zuversicht auf ihre Kunst bei der Gräfin erzeugt, die sich ihr deshalb auch ohne, ihr weibliches Gefühl verletzenden, ärztlichen Beistand anvertraut hatte.

Die Mutter der Gräfin begriff den auf das Kind gerichteten feuchten Blick der Tochter, begriff den Schmerz der Täuschung; begriff, wie sich die Zukunft dem bangen Blick der Tochter zeigte. Sie war mit der Hebamme und ihrer Tochter bei der Geburt im Zimmer allein; es war Abends spät; draußen leuchteten die Sterne .... Sie wirft einen Mantel um, setzt einen Hut auf .... die Tochter ist in das Bettkissen zurückgesunken und schlummert .... auch das Kind im Bettchen ruht .... Niemand ist in der Nähe, als Wenzl der Jäger, der die Dienste des Kammerdieners mit seiner Funktion verbindet, weil dieser vom Grafen mit nach Wien an den Kaiserhof genommen .... Die Gräfin Mutter, das Kind unterm Arme eilt durch den Corridor ... „Folge mir!“ ruft sie Wenzln zu, der gewohnt ist, Befehle zu vollziehen, ohne nach dem Warum zu fragen. — Sie eilt den steilen Berg hinab in die Eremitage. Marie, welche kurz vor der Gräfin und von derselben Hebamme entbunden worden, liegt im Fieber und phan=

tasirt von ihrem verstorbenen Gatten. Sie ist seit ihrer Entbindung von Stunde zu Stunde schwächer, ihr Krankheitszustand ist ein erhöheter geworden.

„War noch Niemand hier?" frug die Mutter der Gräfin.

„Niemand," entgegnete arglos die Dienerin.

Da nimmt die Mutter der Gräfin das mitgebrachte Kind aus dem Bettchen und legt es in die Wiege neben Mariens Bett; aus der Wiege aber nimmt sie das Kind, das das Schicksal da hineingelegt, und umhüllt es mit den mit einer Perlenkrone bezeichneten Bettchen. — Die alte Dienerin und Wenzl sehen diesem Beginnen mit stummem Staunen zu; die alte Magdalena, die Dienerin, zitterte am ganzen Körper und bekreuzt sich; sie begreift die Handlung der „alten Gräfin" nicht, aber sie fühlt, daß dieser Tausch der Kinder eine große Sünde ist.

Als die Gräfin Mutter sich entfernt, will Wenzl ihr folgen; doch diese gebietet ihm zu bleiben.

„Ich finde mich," sagt sie zu Wenzl, der ihr die Thüren öffnet, draußen. „Bleib' und sorge, daß Magdalena mit Niemand über diesen Vorfall spricht! Ich zähle auf Deine Treue und Verschwiegenheit."

Sie verschwindet im Dunkel, wie das Geheimnißvolle, das Räthselhafte, das wir Schicksal nennen. Sie selbst ist zum Schicksal zweier Menschen geworden, indem sie die Wiegen verwechselte.

Noch bei Nacht sendet sie einen Boten nach dem

Ärzte für Marien, nachdem sie zuvor das Kind in die gräfliche Wiege gelegt und der Hebamme aus ihrer Chatulle eine bedeutende Rente ausgesetzt, die diese so lange beziehen soll, als ihr Schweigen dauert.

Der Schmerz der erwachenden Gräfin beim Anblicke des fremden Kindes war unsäglich! Wieder und immer wieder rief sie: „Mein Kind! Mein Kind!“ Sie breitete die Arme aus, sie erhob sich im Bette, sie bat, sie flehete, sie beschwor die Mutter, ihr Kind ihr zurückzugeben.

Diese blieb fest und unerbittlich.

„Es mußte sein!“ sagte sie. „Bedenke, wie viel für Dich, für Deinen Gatten, auch für mich davon abhängt, daß es ein Sohn ist. Wenn Dein Gatte vom römischen Stuhle Dispens erwirkte — ich ertrüg' die Schande nicht!“

So mächtig nun auch diese Gründe, von der Liebe zu dem Gatten unterstützt, auf die Gräfin einwirkten, das natürliche Muttergefühl ließ sich nicht so leicht überführen, daß es mit seiner Forderung im Unrecht sei. Nach kurzer momentaner Ruhe brach die Gräfin doch immer wieder aus: „Mein Kind! Wo ist mein Kind!“ und streckte der liebeleeren Luft die verlangenden Arme entgegen. — Da öffnete in der frühen Morgenstunde die Mutter der Gräfin die breiten Flügelthüren, ließ die, um ihre Glückwünsche anzubringen, harrende männliche und weibliche Dienerschaft des

Schlosses in das Zimmer der Gräfin eintreten und präsentirte diesen mit huldvoller Herablassung den künftigen kleinen Majoratsherrn zum Beschauen.

Von diesem Augenblicke an mußte die Gräfin stumm sein. Als der Graf von Wien zurück kam, verließ die Gräfin Mutter ihre Tochter, indem sie Magdalenen, der größeren Sicherheit wegen, mit sich nahm. Mariens Schweigen ward durch das Grab verbürgt — sie war ihrer Krankheit erlegen. Der Großvater hatte das Kind zu sich genommen und bezog die Unterstützungsgelder, die von der Gräfin kamen.

Sie gab reichlich, aber sie hätte vielleicht mehr thun können; doch allzuängstliche Vorsicht hielt sie ab: jeder Schritt, glaubte sie, müsse sie verrathen, darum — und nur darum that sie — zu wenig!"

Der Priester hielt ein; die Erzählung, die durch Combinationen, durch Erinnerungen des Grafen, durch den von Gottward im Forsthause aufgefundenen Brief ergänzt und vervollständigt worden war, hatte ihn erschöpft. Der Graf saß leichenbleich, gedankenvoll vor sich hinstarrend: was er gehört, war zu viel und zu wirr und bunt, als daß er es schon ordnen und einen Schluß daraus hätte resultiren können. Das Bild der Gattin stand vor seinem geistigen Auge in

so eigenthümliche Nebel gehüllt, von denen er nicht sagen konnte, war es eine Glorie, die sich ihr um's Haupt zog, waren es die trüben Nebel einer zum Schmerz gewordenen Erinnerung.

Der Brief, den er in der Hand hielt, stammte aus nicht zu lange vergangner Zeit; die Gräfin hatte, da der Gatte der todten Freundin plötzlich spurlos verschwunden war, sich an den Förster Wenzl gewendet und ihm aufgetragen, Erkundigung einzuziehen; zugleich hatte sie ihre Unterstützung für — ihr Kind beigelegt, und dieses Kindes in einer Weise gedacht, die den Grafen und Gottward erbleichen machte.

„Ich werde bald selbst nach Schloß Saczdin kommen, und dann sollst Du mir, Du Treuer, recht ausführlich erzählen von — ihr," hatte sie den Brief geschlossen....

Sie war nach dem Schlosse gekommen, die arme Gräfin, bald darauf, nachdem der Brief geschrieben gewesen; aber Wenzl hatte ihr nicht „ausführlich" erzählen können: der Tod hatte ihr das Ohr geschlossen, daß sie die Geschichte ihres Kindes nicht mehr vernahm.

Gottward hatte aus dem Briefe, den er im Forsthause gefunden, als er Josephinens kleine Angelegenheiten ordnete, nur herausgelesen, daß er eine Schwester habe; die Bekenntnisse, die der Priester jetzt im Namen zweier Todten machte, sagten ihm: „Du bist nicht du, bist nicht, wer du bist, dein Leben ist zur

Charade geworden für scharfsinnige Köpfe.“ Ihm selbst ward sie indes wohl zur schwersten Aufgabe. Er fühlte, daß, wenn er Mann war, er auch diese Aufgabe selbst lösen mußte, daß er sie nicht von dem abhängig zu machen habe, was der Graf — sein Vater über ihn beschließen würde, und doch, was war es, das er wählen konnte? — Arm und namenlos hinabzuziehen in's versteckte Dorf, als Enkel des wahnsinnigen alten Schulmannes!

Nach langem und tiefem Sinnen erhob sich der Graf langsam; er legte schweigend und nachdenklich den Brief in die Falten und fragte dann zum Priester sich wendend:

„Ihre Geschichte — die Geschichte aus dem Beichtstuhle — ist zu Ende?“

Pater Joseph nickte nur, offenbar durch den in die Frage eingeschaltenen Satz verletzt.

„Mir dünkt, die Geschichte ist noch nicht zu Ende!“ fuhr der Graf fort. „Wohin ist — mein Bruder gekommen?“

„Ich weiß es nicht!“ entgegnete der Priester kurz.

„War die Beichte so unvollständig?“ frug der Graf verwundert. „Konnten Sie die Kirche mit der halben Ehrlichkeit eines Sterbenden für abgefunden erklären?“

„Der Sterbende hat nie wieder von Beiden erfahren,“ entgegnete der Pater. „Graf Franz blieb für immer verschwunden; der Gatte Mariens, nach dem

sich Wenzl im Auftrage der Gräfin persönlich erkundigt, hatte sich von dem Orte, wo er zuletzt arbeitete, weggewendet, Niemand wußte wohin. Ueber das Schicksal Beider schwebt ein undurchdringliches Dunkel: leben sie noch, sind auch sie gestorben? Das sind Fragen, die einst vielleicht noch das Schicksal löst, wenn es sie unter seinen Notizen findet, die es sich vielleicht in Bezug auf die Millionen Verhältnisse seiner Weltregierung machte!"

„Dann sind wir zu Ende!" sprach der Graf kurz und winkte dem Priester entlassend.

Pater Joseph entfernte sich.

Gottward, ungewiß was er thun sollte, blieb in wartender Stellung an der Thüre.

Schweigend, aber erregt, ging der Graf im Zimmer auf und ab; die Hände auf den Rücken gekreuzt, den Kopf gesenkt, konnte man ihm nicht abmerken: wußte er um die Anwesenheit Gottward's oder nicht.

Gottward folgte dem Auf- und Niedergehen des Grafen mit gespannter Aufmerksamkeit. Er sagte sich, wie bedeutungsvoll das „Halt" sein würde, das endlich doch das erregte Auf und Nieder des Grafen beendigen mußte; er fühlte, daß dieser Augenblick fieberhafter Erregung nur der geistige Prozeß war, der der Geburt eines Entschlusses voraus ging.

Welcher Entschluß würde es sein!

Zwanzig Jahre hatten der Graf und Gottward in dem Wahne gelebt, zwischen ihnen bestehe das natürliche Verhältniß von Vater und Sohn. Da macht der Beichtstuhl diesem Irrthume eine Ende; da zerreist die Selbstsucht eines Priesters den heilvoll bedeckenden Schleier und zeigt eine entsetzliche, verwirrende Thatsache! — „Giebt es einen vermittelnden Ausweg?" fragte sich Gottward, und gab sich im nächsten Augenblicke schon eine verneinende Antwort. Das Geheimniß der Beichte ist zwar heilig, — aber auch dann, wenn es gegen die Interessen der Kirche läuft?... Und dieses schwere, wichtige Geheimniß ruhete in der Brust eines Mitgliedes der Gesellschaft Jesu, die Pius VI., weil er in ihnen die starken Stützen seines Stuhles erkannte, wieder in's Leben gerufen und die Oesterreich, das seinen Joseph II. so rasch und gründlich vergessen zu haben schien, mit offnen Armen aufnahm.

Endlich blieb der Graf vor Gottward stehen und betrachtete diesen mit einer Mischung von Trauer und Entschlossenheit.

„Vater und — Sohn!" sagte er nach einer Pause. — „Gottward, Du hast die ganze Bedeutung des Drama's begriffen, das hinter dem Vorhange spielte, den Pater Joseph heute aufzog."

„Ich habe!" versetzte Gottward fast tonlos.

„Wir stehen auf der Bühne," fuhr der Graf fort,

„nicht mehr ungesehen, ungehört. Das Theater füllt sich mit Zuschauern aus der Gesellschaft Jesu: in den Logen, im Parquett, auf den Gallerien sitzen sie die Professen, Scholastiker, Coadjutoren, sie folgen dem Gange des Drama's, sie werden vorschreiben, wie es schließen muß."

„Sie werden —" wiederholte Gottward bestätigend und nachdeckend; der Graf sprach nur seine Gedanken aus.

„Wir müßen handeln, als befänden wir uns auf offnem Markte, als würden unsre Gedanken, unsre Empfindungen von einem wunderbaren Lichte beleuchtet, vor aller Augen blosgestellt," sprach der Graf weiter. — „Die Gesellschaft Jesu ist mächtiger, denn je. Ich habe sie aus Andrer Verhältnisse kennen gelernt, diese frommen Väter, ich sollte sie erst — aus meinem Leben, aus mich umgebenden Verhältnissen ganz begreifen!"

Er hielt inne; auch Gottward schwieg; das Wort, das den gefaßten Entschluß des Grafen aussprechen sollte, war vielleicht noch nicht gewählt; vielleicht war es, weil es mild und bestimmt zugleich sein sollte, auch schwer zu finden.

Nach langem Schweigen fuhr der Graf fort:

„Eine große Katastrophe bereitet sich vor: Krieg mit Frankreich. — Ich fürchte, wir unterliegen. Napoleon führt die auf ihn gerichteten Hoffnungen seines Volkes in den Krieg; Frankreich hat 1790 einen Um=

schwung der Anschauungen genommen, der die Nation wieder jung und kräftig macht: wir ziehen, das Kreuz voran, mit veralteten Institutionen, mit stumpf gewordenen Waffen, wie sie unser Nationalpatriotismus eben noch liefert, in den Krieg. Der Ausgang ist unschwer zu ahnen. — Und doch — doch! Jeder wehrhafte Arm muß sich erheben zum Schlage gegen Frankreich, in Jedes Brust muß es sich jetzt patriotisch regen. Vielleicht, wenn das Gewitter vorüber, schießen die Keime einer neuen Zeit auf." —

„Die Kirche drückt auf Alle, auf den Adel, auf das Volk; sie zieht überall ihre heiligen Mauern, spaltet überall die Erde zu tiefen, breiten Klüften. Dem Hofe gilt der Adel nur noch als Camarilla, als Lehn- und Livreetragend; das Volk haßt, fürchtet und verachtet ihn. Die Kirche, nur die Kirche ist alleingültig, alleingebietend, allein nur Alles in Allem! — Das hat den Adel isolirt, hat ihm seine Macht, seinen Einfluß, seine geschichtliche und traditionelle Ehrwürdigkeit genommen. Die Wissenschaft, die Kunst sind in Oesterreich Dienerinnen der Kirche und entnerven durch Ueberschwänglichkeit und Verleugnungstheorien alles Irdischen das Volk, während man die Geschichte, den Boden des Adels, aber auch den Boden, aus welchem allein eine kräftigende Gesinnung aufwachsen kann, brach liegen läßt, ja, jeden aufschießenden Keim von vornherein zertritt."

Wieder ging der Graf im Zimmer einige Mal

auf und nieder, trat an das Büreau, wendete einige darauf liegende Blätter um, legte sie auf einander, stellte sich dann an's Fenster, schauete hinaus und kam zuletzt zu Gottward zurück.

„Es muß sein!" sprach er mit einem tiefen Athemzuge, an dem sich erkennen ließ, daß diese unruhige Beweglichkeit nur Mittheilungen der Seele an den Körper waren. „Wir müssen das täuschende Verhältniß lösen, müssen den zwingenden Thatsachen weichen. — Mein Weib ward zur Betrügerin, weil sie mich — liebte; Wenzl ward zum Schwätzer durch seinen Glauben an — das Schlüsselamt der Priester! Sie haben Beide uns verrathen, ohne es zu wollen. — Oesterreich rüstet; seine wehrhafte Jugend eilt zu den Fahnen, sich unter ihnen zu schaaren. — Du hast keinen Namen, keinen Rang, keinen Stand! — Erkämpfe ihn Dir gegen Frankreich! Ich werde es vermitteln, daß Du als Souslieutenant in irgend einem Korps eine Stelle erhältst."

Gottward erbleichte. Von allen Auswegen, die der Graf für ihn suchen konnte, war ihm der gefundene der am wenigsten zusagende. Er fühlte keine der Fähigkeiten in sich, die der Soldat nicht entbehren kann; sein Wesen war nur für den Frieden, nur für Pflege und Erziehung friedlicher Culturerscheinungen angelegt; er war keine ringende und streitende Natur sondern eine beschauliche und genießende.

Der Ausweg des Grafen führte aber auch ab von

dem, wohin Gottward mit ganzer Seele strebte — von Louisen. War er auch der — Sohn des Grafen nicht, so hatte der Graf doch die Verpflichtung, ihn für den durch die Gräfin an ihm verübten Betrug zu entschädigen. Bei dem großen Vermögen des Grafen war eine ländliche Besitzung, die eine schöne, dem Gemüthe zusagende Idylle gestattete, keine allzugroße Forderung, und wenn Louise, das arme Fräulein, ihm Hand und Herz reichte und sein Stillleben mit ihm theilte, — die greisen Wipfel ihres Stammbaumes hätten sich ob dieses Ereignisses kaum bewegt.

Kampf! Tod!" murmelte er halblaut. „Und von der Aufgabe, zu würgen und zu morden, sich geehrt fühlen und um der Ehre willen darnach streben, der beste Würger zu sein — es ist ein Amt, das die Teufel kitzeln müßte, wenn sie sich je entzweien könnten!"

Der Graf hatte ihn beobachtet und ihn verstanden; war die gemurmelte Bitterkeit auch nicht völlig hörbar, desto leserlicher war sie auf sein Antlitz geschrieben.

Aber gerade über den Krieg und dessen sittliche und kulturgeschichtliche Bedeutung war der Graf gänzlich entgegengesetzter Meinung. Diesem war der Krieg eine nothwendige Erscheinung, der die Zersetzung der Gesellschaft hinderte, wie das Gewitter, dessen wohlthuende Einwirkung auf die Erde meist über etwaige, durch dasselbe entstandene Schäden und Verluste vergessen wird. —

Seit sich der Graf nicht mehr an Gottward durch die Bande der Natur gefesselt wußte, hatte er schon wieder jenes spitzige, verwundende Lächeln, das sich um seine Lippen zog, wenn er in irgend Einem, der ihm gegenüber stand, so gar nichts von Adel des Blutes oder der Gesinnung entdeckte. Er war noch liberal genug, die durch Jahrtausende hin sich verzweigenden, der gesammten Vor=, Mit= und Nachwelt Schatten gebenden, urewigen Stammbäume der Kunst, der Wissenschaft anzuerkennen; er ließ es geschehen, wenn ein Mensch nichts war, und auf der Oberfläche des Lebens unter Millionen hintrieb, ohne mit seinem Dasein kaum wahrgenommen zu werden; aber er haßte und verachtete Die, die nichts sein wollten, deren eigenthümliche Weltweisheit vielleicht mit Bewußtsein alle geistigen Blüthen knickte, um der Anstrengung der Pflege überhoben zu sein; die günstige Außenverhältnisse, welche hätten fördern können, zurückwiesen, weil sie vielleicht ein idyllisches Empfinden und Träumen stören könnten; jene selbstzufriedenen Gärtner, die da ihren Kohl pflanzten, wo, nach seiner Meinung, die Ananas gediehen wäre.

Vielleicht hätte er sich ganz der Bitterkeit überlassen, die ihn überkam, als er Gottward's Empfindungen und Gedanken auf dessen Antlitze so deutlich ablas, wär' er nicht mild gestimmt worden durch den Gedanken, daß man über — Trennungsmittel berathe. Obwohl er Gottward nie geliebt und ihn nur

als junges Reiß am alten, greisen Baume geschätzt, so hatte doch auch bei ihm die Zeit ihr Recht geltend gemacht und durch Gewohnheit zum Bedürfniß werden lassen, was durch freie Wahl es nie geworden wäre — den Umgang mit Gottward. Deshalb sagte er, seine aufwallenden Empfindungen niederdrückend, ruhig:

„Ueberlege mit Besonnenheit und Ruhe, aber gieb Deinen Gedanken Männlichkeit! — Dieser Priester hat mich im tiefsten Sein und Wesen getroffen: ich werde an dem, was ich hörte, innerlichst verbluten. — Eine Rettung giebt es noch — aber auch nur eine: Du ziehest in den Kampf gegen den Corsen. Ich will Dir eine Compagnie Freiwilliger ausrüsten auf meine Kosten. Du hast in Wien in der Militärschule wenigstens Deine Studien gemacht, wenn Dich auch Deine Abneigung von dieser Laufbahn wieder trennte, Du sollst ihr Führer sein. Auf Deinen Muth, Deine Entschlossenheit, Deine Bewähr an der Spitze der Deinigen wird es ankommen, ob Du Dir einen Namen machst, ob ich — fußend auf Hingebung für Kaiser und Reich es wagen darf, dem Kaiser das unglückselige Geheimniß, was doch keines mehr ist, zu Füßen zu legen und ihn zu bitten, Deine, der Ahnen des gräflichen Geschlechts Eggenhof würdige Gesinnungen und Thaten — Thaten, die die Geschichte meines Hauses rühmlich fortsetzen, — an die von der Natur leer gelassene Stelle setzen, meinen Namen und meine Rechte auf Dich übertragen zu dürfen!“

Gottward's Augen leuchteten bei der Perspektive, die ihm der Graf eröffnete, einen Augenblick freudig auf. Der Graf, das war unzweifelhaft, sträubte sich mit aller Kraft gegen den Gedanken, der Letzte seines Geschlechts zu sein; es war ihm entsetzlich, zu denken: „Aus deinem Stammbaume wird dein Sarg gezimmert sein; du wirst ihn mit dir nehmen in's Grab.“ Er suchte nach Waffen zur Abwehr dieses Gedankens und fand sie in der Hoffnung auf des Kaisers Gnade. Jeder Augenblick hatte an der Befestigung dieser Hoffnung gearbeitet; darum diese Concessionen, die er Gottward machte, darum das schnelle Avancement seiner Vorschläge, vom Souslieutenant zum Anführer einer eigends ausgerüsteten Schaar!

Aber der schmeichelnden Vorstellung Gottward's, künftig Graf Eggenhof zu sein, war die Frage auf dem Fuße gefolgt: „Und Louise?“ — Er hatte einen Augenblick vergessen, daß von dem Schicksale, das er sich bereitete, auch das Schicksal des Fräuleins abhing. Dem Grafen jetzt schon, in dem Augenblicke, wo dieser sich zu so Vielem und Großem bereit erklärt, auch noch diese Bedingung zu stellen, fehlte ihm der Muth.

Der Graf wartete lange auf Antwort; den Grund, weshalb sie nicht erfolgte, suchte er jedoch nur in dem fehlenden Muthe Gottward's; an dessen Liebe zu Louisen dachte er nicht. — Plötzlich, wie alle Entschlüsse und Hoffnungen zerbrechend, sagte er barsch

und finster: „Ueberlege!" warf den von Gottward mitgebrachten, in der Försterwohnung vorgefundenen Brief unmuthig auf das Schreibbureau und verließ mit heftigen Schritten das Zimmer.

Aufgeschreckt durch den Unmuth des Grafen entfernte sich auch Gottward.

Im Zimmer Leonidens, in das der Graf, nach Beendigung der gehabten Conferenz mit Pater Joseph und Gottward, eintrat, und in welchem neben dem Gesellschaftsfräulein auch Mascinska anwesend war, gingen eben die neuangekommenen Zeitungen von Hand zu Hand. Früher war nur Leonide den politischen Tagesfragen gefolgt; seit indeß ein Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zur immer größeren Wahrscheinlichkeit wurde, die politischen Verhältnisse sich immer drohender gestalteten und die Gemüther immer heftiger erregten, hatte auch Louise für die solchergestalt bewegten politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Interesse genommen. — Mascinska wurde in dieses politische Fraueninteresse mit hineingezogen; ihr wurden die großen politischen Constellationen nach Möglichkeit, der Krieg in seinem Wesen, seiner Erscheinung und seinen sowohl nothwendigen wie auch nur möglichen Folgen erläutert.

Mascinska lauschte den Worten der hohen Do=

centin mit gespanntestem Interesse, daß man massenweise sich zerfleischen, daß sich auf's Commando eines Einzelnen hin Tausende in den Tod stürzen, daß man für Interessen, die man nicht verstand, für Zwecke, die man nicht begriff, auf Anlässe hin, die mit diplomatischem Schleier verdeckt blieben, sich und Andere für lebenslang zum Krüppel, und das Schlachtfeld, auf dem Tausende ihr hoffnungsvolles, menschlichen Zwecken gewidmetes Leben verbluteten, zum „Felde der Ehre" machen konnte, war ihr so schwer begreiflich, daß Leonide gar oft daran war, ob der allzu naiven Einwände die Geduld zu verlieren. Die Blutgier der Hyäne hatte sie als eine räthselhafte ursprüngliche Mitgabe der Natur angestaunt, das Gift der Schlangen hatte sie zuweilen an der „Güte" der Weltordnung zweifeln lassen, daß ein zur Wuth gereizter Mensch sich auf den andern werfen konnte, fand sie zwar roh, aber doch — natürlich: daß man sich aber zu Ausbrüchen solcher Roheit commandiren lassen, daß man daraus eine Kunst, eine Wissenschaft machen, daß der menschliche Geist sich damit befassen konnte, Vernichtungsapparate für den Menschen gegen den Menschen zu erfinden, erschien ihr — sie sprach es aus — der menschlichen Vernunft unwürdig.

Der Graf trat eben in dem Augenblicke ein, so daß er diese Aeußerung noch hören konnte. Sein Gesicht verzog sich in düstre Falten. Diese Aeußerung seiner Tochter kam ihm unerwartet, weil sie gegen die

Geschichte seines Hauses, gegen die Traditionen des gräflichen Geschlechtes anstrebte; er schien fast der Meinung zu sein, daß der Adel sich nicht nur im Blute, sondern auch in der Gesinnung, in der Anschauung als ursprünglich mitgegeben und zur Welt gebracht, forterbe.

Er warf Mascinska einen finstern Blick zu.

Leonide, die die Empfindungen ihres Bruders errieth, suchte zu vermitteln.

„Die Welt ist ihr noch neu," sagte sie, „sie kennt die Gesellschaft nur im beschränktesten Kreise, mißt die Bedeutung derselben nur nach den kleinen, unbedeutenden Interessen des Gewerbsmannes oder Schulmeisters, die sie hat kennen lernen. Sie wird sich die Erscheinungen später nach Begriffen ordnen lernen."

Der Graf erwiderte nichts. Er griff nach einem der Blätter, die auf dem Tische lagen, und warf einen Blick hinein. Was er las war ein Aufruf des Kaisers an den wehrhaften Theil seines Volkes, sich unter seine Fahnen zu schaaren. Die feurige Sprache der Proklamation regte ihn auf, sein Auge erglänzte, seine Sehnen spannten sich, als wolle er eben das Schwert ziehen für die heilige Sache des Vaterlandes. Dann sank er wieder in sich zurück. Dem Gefühle der Begeisterung gegenüber trat die Eröffnung des Paters Joseph, die ihm den Sohn und Erben genommen, trat die Unterhaltung mit Gottward ein, die ihm gezeigt, daß — wenn er auch das fremde Reis seinem

Stammbaume inoculiren wolle, es nimmermehr an diesem Baume kräftig gedeihen würde.

In diesem Momente trat Gottward in's Zimmer. In seinem Wesen lag etwas Muthiges, Entschlossenes. Er begrüßte die Anwesenden in der Weise eines Menschen, der zu der Selbsterkenntniß eines sich überall und immer freiwillig unterordnenden Wesens, zu dem Entschlusse gekommen ist: „Du willst Du sein."

Er ging auf den Grafen zu und sagte kurz aber fest: „Ich ziehe mit gegen Frankreich!"

Der Graf blickte ihn überrascht an.

„Hast Du auch recht überlegt?" fragte er, zweifelnd, daß der Entschluß Gottward's auch fest gefaßt sei, „Entschlüsse sind leicht gefaßt, aber schwer festgehalten."

„Ich habe ihn mir selbst, meinem eigensten Wesen abgekämpft; jetzt ist er mein!" versetzte Gottward mit einer Festigkeit und Zuversicht, die den Grafen erstaunen machte.

Während dieses kurzen Gespräches war die Aufmerksamkeit der drei Frauen auf den Grafen und Gottward gerichtet gewesen: Leonide und Louise erriethen den Stoff der kurzen Unterhaltung; sie hatten den Aufruf des Kaisers an sein Volk gelesen. Louise erbleichte und beugte sich tief auf ihre Arbeit nieder. Sie mußte die Hand ruhen lassen, die die Nadel führte; der Arm war wie erstarrt, sie fühlte den dünnen Stahl nicht mehr zwischen den Fingern. Die Augen

trübten sich, die feinen regelmäßigen Stiche liefen unter einander. Sie gedachte in diesem Augenblicke lebendig der naiven Anschauungsweise Mascinska's über den Krieg und — stimmte ihr bei.

Mascinska mußte sich den künftigen Helden erst erklären und erläutern lassen; sie verstand nicht, was Gottward vor hatte. Sie hatte überhaupt seit ihrem Aufenthalte auf dem Schlosse Gottward nie nachgefragt; nie Merkzeichen, einer Zu= oder Abneigung für denselben gegeben. Gottward hatte sich mehr um sie gekümmert, als sie um ihn. Er hatte zeither in ihrem Verbleiben auf dem Schlosse nur eine vom Grafen gegen das Mädchen geübte Wohlthat gesehen und sie weit unter sich gestellt; gleichwohl hatte ihm das Mädchen durch eine gewisse Hoheit, die allerdings oft durch aus dem Walde mitgebrachte Wildheit gebrochen wurde, imponirt; ein reicher, bildungsfähiger Geist, ein Zufluß von überraschenden Gedanken, die bei ihr ob ihrer vernachläßigten, inmitten kleiner Verhältnisse geschehenen Erziehung, mußte auf eine bedeutende ursprüngliche geistige Mitgift schließen lassen. Gottward, der mehr Gefühl als Geist, mehr Empfindungen als Gedanken besaß, mußte sich durch das Wesen Mascinska's, das ihn in seinem Wesen ergänzte, angezogen fühlen, wenn er auch in Louisen den Mittelpunkt seiner Empfindungen fand.

Als er heute Mascinska gegenüber stand, war das Alles anders. Er wußte jetzt, daß ist die Tochter

des Grafen; sie nimmt nun die ihr schon seit lange von der Natur angewiesene Stellung ein, auf welche ein Betrug dich stellte. Was kannst du Besseres thun, als den Muth haben, ihr Bruder zu sein und ihr in Louisen eine Schwester zuzuführen.

Der Graf machte jetzt die anwesenden Damen mit dem Enschlusse Gottward's bekannt, dem Aufrufe des Kaisers zu folgen und an der Spitze eines eignen Corps für Kaiser und Vaterland zu streiten.

„Wir werden ihn bald zum letzten Male friedlich unter den Friedlichen haben," fuhr er fort. „Schon mit Nächstem wird er ausziehen, seine Leute zu werben. Die Lärmtrommel wird durch die Dörfer rasseln und Leute wird es, hoff' ich, auch geben, die ihr Vaterland und ein Handgeld lieben, um dafür zu streiten. Welche der Damen ihm noch einen Talisman mitgeben will, der unverwundbar macht, die beeile sich. Im Kriege ist ein herziges „Gedenke mein!" das eine Locke, eine Schleife uns zuruft, von großem Werthe: wenn ein theures Bild im Kampfe an unsere Seite bleibt, sind wir muthig und menschlich!"

Der Graf hatte die Worte mit jener eigenthümlichen Betonung gesprochen, die im Zweifel läßt, wie weit das Gesprochene nur Scherz oder ernst gemeint ist.

Louise erhob sich und verließ eilends das Zimmer. Ihre Selbstherrschung war zu Ende. Und wenn ein Königreich auf dem Spiel gestanden: sie hätte den lauten Aufschrei des Schmerzes nicht länger zu Boden halten können.

Gottward war über die plötzliche Entfernung Louisens bestürzt und stand unschlüssig, ob er, jede Rücksicht leugnend, ihr folgen solle. Sein Blick suchte das Auge des Grafen, um zu fragen: Darf ich folgen? — Der Graf sah aber nicht auf; in seinem Auge, das am Boden suchte, lag kein gebieterisches Halt! kein Befehl des Bleibens; deshalb fand Gottward die entgegengesetzte Erlaubniß des Gehens darin und entfernte sich leise und schweigend.

Erst als Gottward das Zimmer verlassen, richtete sich der Graf auf und weilte mit dem Auge auf der Ausgangsthüre des Zimmers. Sie war hinter Gottward wieder in's Schloß gefallen und hatte gleichsam ein Stück zurückgelegtes Leben von ihm für den Grafen abgelöst. — Der Graf blieb eine Weile sinnend, sein Dasein, so weit es durchlebt war, zog in klaren Wellen vorüber und widerspiegelte hineinfallende Bilder und Scenen.

Der Graf mochte gern bei dem Bilde der Gattin weilen; es hatte einen eigenen schmerzlichen Reiz für ihn, den gegen ihn verübten Betrug durch zu viel Liebe entschuldigen zu müssen; und wäre der Ausgang dieses Betruges nicht gar zu trübe und verwirrend gewesen, wodurch die Empfindungen des Herzens nicht klar und ruhig werden konnten, — der Graf hätte um dieser Sünde willen seine Gattin unter die Heiligen versetzt.

„Mascinska!" wendete sich der Graf plötzlich an

diese, „wenn Dich Jemand früge, irgend ein Vertrautes, irgend Jemand, zu dem Du ganz ehrlich, ganz rückhaltslos sprächst, ob Du mich liebtest, ob Du wohl so eine Art Kindesgefühl für mich in Deinem Herzen aufbrächtest: was würdest Du antworten?"

Mascinska sah erstaunt auf und betrachtete den Grafen eine Weile, wie zweifelnd, ob die Frage ernst gemeint sei. Als indeß das ernste aber milde Auge des Grafen wie Antwort erwartend auf sie gerichtet blieb, sagte sie langsam, sinnend:

„Ich würde antworten: daß ich ihm etwas sein möchte, ist ein Wunsch, auf dem ich mich bei jeder Gelegenheit betreffe; aber ich weiß nicht, was ich ihm sein möchte, wie ich's ihm sein möchte. Ich fühle mich hingezogen zu ihm, wie zu einem Menschen, der etwas von unserm Wesen in dem seinigen trägt, und doch kältet mich sein Rang! Er sollte nicht Graf sein, damit ich ihn desto inniger verehren dürfte!"

„Bist Du wahr?" fragte der Graf, eine tiefe Bewegung bemeisternd.

Mascinska sah ihm mit den großen offnen Augen fest in's Antlitz.

„Kann ich denn anders sein!" versetzte sie. „Ich möcht' es meinen Empfindungen nicht anthun, daß ich sie in Masken zwäng'; ich würde ja dann fremd mit mir selber!"

Der Graf stand auf und trat zum Mädchen, das sich wieder auf seine Arbeit niedergebückt hatte.

„Höre mich aufmerksam an," sagte er, „und lass' jetzt die Nadel ruhen. — Ich wünsche, daß Du bei mir bleibest, auf dem Schlosse, so lang es uns gefällt, in Wien, in der Kaiserstadt, oder wohin wir sonst uns wenden wollen. Aber ich will Dir keinen Zwang auferlegen, Du sollst nur wollen nicht müssen! — Verstehest Du? — Nur Deine eigne, freie Wahl soll Dich hier festhalten, und wenn Du gehen willst, sollst Du gehen dürfen!"

Der Graf sprach die letzten Worte so bewegt, daß seine Schwester aufmerksam ward und ihr Auge fragend auf ihn richtete.

„Kaspar!" erinnerte sie leise. „Was thust Du? — Ich verstehe Dich nicht!"

„Hättest Du den Pater Joseph gehört, Du würdest mich begreifen," versetzte der Graf. „Ich will nichts mehr zwingen — auch mein Blut nicht; denn wenn es mir zu Willen ist, fürchtete ich doch nur, es übte Betrug."

Der Graf wandte sich wieder zu Mascinska, indem er sagte:

„Antworte mir, Mascinska, aber ganz ehrlich, ganz rücksichtslos; denke und empfinde laut! Kannst Du bei mir bleiben?"

„Wie gern!" versetzte Mascinska rasch. Dann setzte sie wehmüthig sinnend hinzu: „Da unten der alte Großvater stirbt; Großmütterchen und Mütter=

chen ruhen schon lange, lange! Ich habe Niemand mehr, als den Förster, den guten Wenzl!"

„Kind," mahnte Leonide, die die ganze Wahrheit zu schwer für Mascinska hielt; „bereite Dich vor: auch Wenzl, der Förster, kann sterben!"

„Er stirbt?" fragte Mascinska wie aufgeschreckt von diesem Gedanken und richtete ihr Auge groß und voll auf die Baronin, dann fuhr sie fort: „Was hätt' ich dann? Ein einsames, verlassnes Mädchen hat nur im Himmel oder im Kloster eine Stelle, auf der Erde keine!"

„Im Kloster?" frug der Graf verwundert, dem jetzt die Gestalt Pater Joseph's deutlich vor die Seele trat.

„Im Kloster!" versetzte Mascinska fest. „Ich muß mich anschließen können an irgend etwas, ich muß mich unter einem Schutze wissen, sonst würd' ich ängstlich: im Kloster ist beides, Schutz und Anschluß; im Kloster ist der Himmel, ist Gott!"

Der Graf stand auf und trat an's Fenster; wehmüthig überschaute er die ausgedehnten weiten Besitzungen, deren Herr er war: die Wipfel der Bäume, die der Wind bewegte; der Pflug, der da unten in's Erdreich schnitt, die großen, fischreichen Seen — Alles nannte ihn Herr und doch — doch sah es in der Brust des Bauermannes, der im leinenen Kittel umherging, friedlicher aus, als in der des hochgebietenden Grafen, der durch die Worte Mascinska's auf's Leb-

hafteste wieder daran erinnert ward, daß sein Stammbaum ohne Früchte stand.

Inzwischen hatte Gottward Louisen noch erreicht, gerade in dem Augenblicke, wo sie am Ende des langen Corridors zu verschwinden drohete. Sie eilte hinab in den Schloßgarten; Gottward ihr nach.

Wunderbar entfaltete sich hier der Frühling in tausend Blumen und Blüthen; der Himmel war blau und die kleinen kräuselnden Wölkchen erhöheten nur den Eindruck seiner tiefblauen Färbung? Durch den weiten Raum schien nur Frieden und tiefste, holdeste Ruhe zu wehen, und der Mensch, wohin er kommt, bringt den Schmerz, bringt ein ewig Ungestilltes und Unstillbares, ein namenloses Verlangen, heißestes Begehren mit.

Hier mitten im Grünen und Blühen — doch der Schmerz, doch das tiefe Leid der Trennung, doch die Ruhelosigkeit des Herzens, das keiner Vernunft und keinem Troste zugänglich schien! Louise wollte nichts von Trennung hören, wollte die Nothwendigkeit derselben, die Gottward freilich nicht ganz und mit allen Gründen belegen konnte, die es dafür gab, nicht begreifen.

Gottward fühlte sich durch seine eigenthümliche Lage, die ihm verbot, gegen die Geliebte ganz hingegeben ehrlich zu sein, peinlich bedrückt. Der Graf hatte ihm zwar Schweigen nicht zur Pflicht gemacht; er machte sich es selbst dazu, er mußte sich sagen, daß

das Geheimniß zur Mittheilung selbst an die Geliebte zu wichtig, zu tief einschneidend in die Verhältnisse des gräflichen Hauses sei.

Unten im Thale zogen die unter die Fahnen sich sammelnden Schaaren der wehrpflichtigen Bevölkerung auf der staubigen Landstraße. Ihre Lieder tönten herauf bis zu den Ohren Gottward's und Louisens. Dieser freudige Muth, dieses singende Dahinziehen auf dem — Todeswege, diese Lustigkeit und Harmlosigkeit gegenüber einer blutreichen, von Pulverdampf geschwärzten, von den Klagetönen der Verwundeten und Sterbenden erfüllten Zukunft — machte einen eigenthümlichen, halb schrecklichen, halb ermuthigenden Eindruck auf Beide.

Man kam aber doch gegenseitig allmälig zu der Fassung, daß Gottward schon die aus dem Haar der Geliebten gelöste goldne Nadel an sich nahm als theures „Ich denke Dein", und um eine damit zugleich sich lösende Locke bitten konnte. Die munteren Weisen aus dem Thale hatten nicht umsonst heraufgeklungen.

Die Werbetrommel erscholl und wirbelte in den dem Schlosse Saczdin umliegenden Städten und Dörfern die Aufmerksamkeit wach. Seltsame Gestalten schaarten sich um die Werber und vernahmen ihre Angebote. Ein interimistischer Schatzmeister führte die

Casse bei sich: schöne, neugemünzte Gulden und Zwanzigkreuzer lachten, wenn der Deckel sich hob, verführerisch den Umstehenden daraus entgegen.

Zwanzig Gulden Handgeld war ein Angebot, wie es in der Geschichte der Werbung noch nicht dagewesen; es ließ sich errathen, den Grafen drängte es, das begonnene Unternehmen rasch gediehen, seinen — Sohn bald an der Spitze eines Bataillons Freiwilliger zu sehen.

Es geschah auf ganz ehrliche, ganz offene Weise, daß man sich verkaufte. Mancher abenteuerliche Lebenslauf schloß mit dem Handgelde ab, manches in zersplitterten Strömungen hinsiechende Leben lenkte in dieses Bett mit seinen zerstreueten Abzweigungen ein; wie manche im Kampfe gegen das Schicksal ermüdende Kraft fand den physischen Kampf gegen den heranrückenden Feind leichter und zog diesen jenem vor.

Das Bataillon war bald vollzählig, uniformirt und in den Dörfern, die zum Schlosse gehörten, einquartirt. Exerciermeister und Instruktoren wurden auf Ansuchen des Grafen, dessen patriotische That mit großer Genugthung aufgenommen worden war, von den regulären Truppen abgegeben.

Der Zug vom Schlosse in das Thal herab war jetzt zur Regel geworden; der Graf, seine Schwester, das Gesellschaftsfräuleiu — Alle wollten sehen, wie Gottward die Truppe commandirte, und Alle fanden ihn ritterlich und liebenswürdig, wenn er auf schäu-

mendem Andalusier an der Fronte hinauf- und hinab-sprengte, und einem nicht in gerader Linie stehenden Mann „Brust heraus! Bauch hinein!“ rückte.

Man fing an, sich an diesem Anblick zu begeistern: von dem schäumenden Andalusier und seinem Reiter für das Vaterland zu hoffen, und gewann die aus Ost und West zusammengewürfelten Gesellen lieb, weil sie „schulterten“ und „präsentirten“ so oft es Gottward befahl.

Man schlug auch einmal gemeinschaftlich den Weg durch das nächstgelegene Dorf ein, um die „Leute Gottward's“ in ihren Cantonnements zu sehen. Mascinska, die sonst auf dem Schlosse zu bleiben pflegte, hatte daran Theil genommen. Man konnte freilig nur wenig beobachten, nur frei zu Tage Liegendes erspähen: die tausend kleinen, bald scherzhaften, bald ernsten Scenen innerhalb der Güter und Häuser blieben von den „Herrschaften“ ungeschaut. Und doch lag gerade in diesen eine unendliche Fülle Humors und ein reicher Stoff für das Interesse. Dort, wo der freiwillige einen freundlichen Wirth fand, war er der Gefällige, der Liebenswürdige, der, nachdem er vom Exercierplatz heimgekehrt, auf dem Felde und im Stall mit half und Abends, wenn abgefüttert war und sich die bäuerliche Familie nebst Gesinde in der Stube erholte, tausend Anekdoten zum Besten gab, an denen es seinem Leben nicht mangelte. Wie anders aber war der Freiwillige dort, wo ein freundliches Entgegen-

kommen nicht stattfand, und menschenfeindliche Kargheit noch an dem abzubrechen wußte, was sie den bestehenden Gesetzen zufolge, verabreichen mußte, daß der sparsamen Hausfrau dann die „gesetzlich zu liefernden" Töpfe „zerkocht" wurden, daß dann dreimal mehr Holz verfeuert wurde, als eben nöthig, waren nur alltägliche Vorkommnisse. Der Freiwillige wurde dann wohl zum Zauberer, der es den Thieren „anthat", daß sie nicht mehr fressen wollten, indem er ihnen heimlich die Zunge mit Seife bestrich, oder daß sie des Tages nur zweimal Milch gaben, indem er das dritte Mal heimlich für sich zu melken wußte. Man wußte gar wohl, wessen man sich in solchem Falle zu versehen hatte; die Furcht vor Einquartierung hatte gleichsam fortgeerbt, die tausend kleinen Bosheiten, die geübt werden, hatten schon eine Tradition, eine lebendige, auf die Tafeln des Gedächtnisses eingegrabene Geschichte, und so waren die meisten der Landleute in Einquartierungsfällen wenn nicht mit dem Herzen, doch mit dem Verstande freundlich, zuvorkommend und willig zum Geben.

Man ging die breite Straße durch's Dorf und ergötzte sich an den Scenen, die sich eben dem Auge darboten. Hier putzte einer der Freiwilligen am Gewehr, dort lief ein Anderer mit berußtem Kochtopf zum Gemeindebrunnen nach Wasser, während ein Dritter einen störrischen Leihhammel, der nicht in den Stall wollte, an dem Kopfe hineinförderte, oder ein wider=

strebendes Schwein an den Hinterbeinen in die Höhe nahm und es so in den Stall schubkärnte.

Diese Lebendigkeit und Beweglichkeit bot ein buntes, belebtes, interessantes Bild. Die Scenen wechselten rasch, vervielfältigten sich in steter Aufeinanderfolge und boten sich immer interessant, immer anregend dar.

Plötzlich entfärbte sich Mascinska und blieb stehen. Die Bewegung des Mädchens machte ihre Begleiter auf sie aufmerksam. Sie folgten den Blicken des Mädchens, die an einem zwischen den niedrigen Häusern des Dorfes hervorschauenden Giebeldache hängen blieben.

„Komm, Mädchen!" bat die Baronin. „Am Ende des Dorfes führt eine prächtige Allee nach dem Schlosse. Wir sind dort vor Staub und Sonne geschützt!"

Sie wollte, Mascinska's Hand ergreifend, diese rasch von dem Orte hinweg ziehen, wo zwischen den Häusern hindurch der Blick auf das niedrige Giebeldach traf. Diese aber wehrte ab.

„Die Hütte meines Großvaters!" sagte sie. „Und — seine Enkelin hat sie vergessen!"

„Mascinska!" rief Louise erschrocken, während der Blick des Grafen mit traurigem Vorwurf auf dem Mädchen weilte.

Mascinska's Auge war an das baufällige Giebeldach wie gebannt.

„Er stirbt, der alte Mann!" sprach sie vor sich

hin. „Und ich bin ihm nah, drück' ihm nicht die Augen zu, schließ ihm nicht die Lippen. Er stirbt, und das Kind ist nicht in seiner Nähe, dem er vielleicht noch einen letzten Wunsch vertraute, noch Eines oder das Andere aus seinem Leben mittheilte, noch sagen könnte, wie wohl oder weh ihm ist, daß er stirbt."

„Ihm wird wohl sein," suchte die Baronin zu beruhigen.

Mascinska lächelte traurig.

„Vielleicht," sagte sie. „O, wir machen uns immer zu Generalbevollmächtigten Derer, die durch ihre Hinfälligkeit uns lästig fallen, und meinen, sie müßten uns die Schwere des Lebens nachfühlen, die wir in ihrem Namen empfinden, und unsern Wunsch baldiger Erlösung theilen, den wir, wie von ihnen dazu beauftragt, faßten." —

Dann sich zum Grafen wendend, bat sie:

„Gestatten Sie mir, wenn Sie mich beruhigt sehen wollen —"

Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, verschwand sie in einer schmalen Dorfgasse und ließ ihre Begleiter zurück, unentschlossen, ob sie ihr folgen, ob sie ihre Wiederkehr abwarten sollten.

Die Baronin scheute sich vor dem möglichen Anblicke des Elends, der sich bei ihrem Eintritte in die Hütte ihrem Auge darbieten könnte, und stimmte dafür, die Rückkehr Mascinska's zu erwarten; der Graf aber

fürchtete überall da Gefahr für Mascinska, wo sie sich nicht unter seiner unmittelbaren Aufsicht befand, und war dafür, dem Mädchen in die Wohnung ihres Großvaters zu folgen.

„Das Elend kann jetzt nicht mehr so groß sein," sagte er, „seit aus unserer Küche für den armen Alten gesorgt wird."

Louise hielt mit ihrer Meinung auf Seiten des Grafen. Die Freundschaft zwischen den beiden Mädchen stand noch in der ersten Blüthe, darum war sie so zartinnig, so sehnsüchtig warm, daß, wenn nicht immer der Blick der Einen wie ein Thautropfen an der aufgeschossenen Blüthe des Herzens der Andern hing, diese schon sehnsüchtig die jungen Blüthenblätter beugte. Sie bat, Mascinska folgen zu dürfen.

Die Baronin entschloß sich endlich zum Besuche der Hütte.

Der Anblick, der sich in der engen Dorfgasse dem Auge darbot, war gar nicht so heiter, so buntbewegt, wie man wenig Schritte zurück gehabt. In die enge kothige Straße mündeten all' die kleinen Häuser aus, zu denen weder Feld noch Wiese gehörten, und in welchen der besitzlose Theil der Bevölkerung seine dürftige Existenz aufgeschlagen. Aus den niedrigen, vom Staube überzogenen Fenstern, die hier und da dem Einzuge der frischen Frühlingsluft geöffnet waren, schaueten bleiche, abgezehrte, zerlumpte Männer- und Frauengestalten mit stüpider Neugierde auf die

Vorüberwandelnden; einige hatten wohl auch in ihnen die „gnädige Herrschaft" erkannt und zogen sich in Annäherung an chinesischen Gebrauch, der dem Volke verbietet seinen Herrscher zu sehen, scheu und erschrocken hinter die Mauern zurück und sahen nur mit halbem Auge heraus; auf der engen Straße spielte eine schmutzige, in Lumpen gehüllte, halbnackte Jugend im Staube; schwerfällig dahertrabende Gestalten schaueten mit stierem, geistlosen Blick mit glotzender Neugierde auf den im Dorfe ungewohnten Besuch oder drückten sich wie menschenscheu an den Häusern und Wänden hin.

Die Baronin verfiel aus dem Erröthen in das Erbleichen und aus dem Erbleichen in das Erröthen; der Anblick dieses nackten Elends, dieser rohen Natürlichkeit, dieser fast gänzlich fehlenden Cultur verletzte ihr Schamgefühl wie ihre Nerven, ihr Auge scheuete vor dem Anblick, der sich ihr bot, zurück, und ward doch wieder und immer wieder darauf hingeführt und an die Gegenstände des Ekels und des Entsetzens gefesselt. Ihre Oh! Oh! und Ah! Ah! wollten nicht enden.

Aber auch die Geruchsnerven der Baronin wurden nicht wohlthuend berührt. Die aus den Häusern strömende Luft war mit Dünsten gefüllt, die mit Ohnmachten drohete. Und inmitten dieser Atmosphäre lebten diese Menschen, und aus all' diesen geöffneten Fenstern schaueten aus den schmutzigsten Hintergründen

kleine Nepomuks, Marien= und andere Heiligenbilder und von den Grüßenden ertönte es monoton: „Gelobt sei Jesus Christ!“

Also doch Glaube, doch Religion inmitten dieses Elendes, dieser menschlichen Verkümmerung! sagte sich die Baronin beruhigend, und die ihr übliche Vorstellung einer bis auf alle Specialitäten des Menschenlebens schon im Voraus eingegangene Vor= und Vorhersehung trat alle aufsteigenden Fragen und Zweifel im Voraus lösend, an ihre Stelle.

Der Graf schauete mit mehr gleichgültigem Auge drein; er war dieses Elend der „herrschaftlichen Unterthanen“ gewöhnt; für ihn hatte der Anblick nichts Entsetzliches, nicht einmal Befremdendes.

Gewohnheitmäßig kamen an gewissen Heiligen= und anderen, für den Grafen bedeutungsvollen Tagen, Geschenke an Kleidern, Materialen für die Küche und Erbauungsbücher von dem herrschaftlichen Schlosse herab in die Dörfer; an Geldunterstützungen fehlte es von Seiten der Gutsherrschaft auch nicht. Was wollten die Bewohner der Dörfer, diese Besitzlosen, diese bleichen Menschen mehr!

Der Graf hatte wirklich einige Male darüber nachgedacht, wie diesem Elende abzuhelfen sei; er hatte sogar den Amtmann und den Pater Joseph darüber nachdenken lassen; der Pater hatte zu diesem Zwecke eine Prozession und ein Kloster vorgeschlagen, das der Graf mit einem hinreichenden Capitale fundiren sollte,

damit all' die Elenden und Armen, denen die Prozession nicht Abhülfe ihrer Noth verschafft, eintreten könnten; der Amtmann hatte Institute vorgeschlagen: welche, die einen verbesserten Schulunterricht betrafen, andere, in denen die erwachsene Jugend in Gewerben, Kunst und Wissenschaft Anleitung erhielten. — Der Graf hatte jedoch beide, des Paters und des Amtmanns Vorschläge verworfen; den Einen, weil er die Dörfer entvölkert und die dem Schlosse dienstpflichtigen Kräfte verringert haben, den andern — weil er ihm nur theoretisch, nur idealistisch aber nicht praktisch erschien. Er ließ dafür Waldungen lichten, Sümpfe trocken legen u. s. w., aber das Mittel half nur kurze Zeit und nur theilweise; die meisten Arbeiter blieben schon am zweiten und dritten Tag aus; entweder war ihnen die Arbeit bei dem kraftlosen Körper zu schwer, oder sie hatten eben nicht Lust zur Arbeit; genug, das einmal Begonnene wurde mit großer Mühe zu Ende geführt, und das Elend im Dorfe blieb dasselbe, dem man heute begegnete.

Auch im Pulte des alten Schulmeisters lag ein dem Grafen vorgelegener „Plan zur Verbesserung und Hebung des besitzlosen Theils der ländlichen Bevölkerung." Dieser Plan war damals mit Ursache gewesen, daß der alte, in so vielen Zweigen des Wissens und — Nichtwissens sich versuchende Schulmann seines Amtes entsetzt wurde. Er hatte nichts Geringeres vorgeschlagen, als Aufhebung des Feudalismus, Gleich-

heit vor dem Gesetz, freie Presse, um die Bevölkerung durch Wort und Schrift aufzuklären, Beschränkung der klerikalen Rechte, Selbständigkeit der Pädagogen, Vermehrung der Lehrgegenstände und verbesserte Stellung der Lehrer u. s. w.; der Graf, als er gelesen, war über die Kühnheit und revolutionäre, an die Jahre 1790 in Paris erinnernde Denkweise des Mannes zornig aufgefahren, aber man hatte ihn beruhigt und ihm vorstellig gemacht, daß sich der Schulmeister mit noch mehren und andern unpraktischen Gedanken und Anschauungen herumtrage, und so war er nur für geistesschwach und irrsinnig erklärt worden und dem Gefängniß dadurch entgangen.

Und jetzt war der Graf auf dem Wege zu diesem Manne, der so lange Zeit für den Großvater Mascinska's gegolten. Ob die Baronin wohl auch dieses eigenthümliche Verhängniß als vom Schicksale schon vorausgesehen betrachtete; ob sie wohl in der Liebe, wenigstens Anhänglichkeit Mascinska's zu dem irrsinnigen Schulmeister eine von der Vorsehung vorausbestimmte Specialität erkannte?

Nicht ohne Scheu und Unruhe betrat sie das niedrige, zerfallende Haus, in welchem jetzt der Schulmeister wohnte. Es lag zur äußersten Seite des Dorfes, von einem kleinen Raume umgeben, in welchem man kaum noch die Spuren eines ehemaligen Gartens erblickte. Die Stacketerie war zum Theil zerfallen, die Beete niedergetreten, und zwischen Gras und Un=

kraut blühete kaum hier und da noch eine versäumte und vergessene Blume auf, oder ragte ein Kohlblatt hervor, das sein Dasein einem aus früherer Zeit dahin verirrten Keime verdankte. Am Ende des Gartens war eine Laube, eines jener luftigen Lattengebäude, das erst von aufrankenden Bohnen oder wildem Wein traulich gemacht werden muß. Die früher in einer gewissen Symmetrie und Ordnung befestigten Latten hingen zum Theil gebrochen durch einander. Was Weg oder Beet im Garten war, ließ sich jetzt nicht mehr unterscheiden.

Da man erst den Umweg um das Haus nehmen mußte, um durch die an der hinteren Seite desselben angebrachte Thüre hineinzugelangen, bot sich der Anblick des Gartens, wie von selbst dar. Die niedere Bogenthür des Hauses war inmitten quer getheilt, und da die obere Hälfte offen zu stehen pflegte, war der alterthümliche weite, mit Steinen belegte Flur vom Tageslicht beleuchtet.

Seit aus dem herrschaftlichen Schlosse dem Schulmeister ein Mädchen zur Pflege beigegeben worden war, sah es saubrer und geordneter aus als bei Mascinska, die Alles, was nicht speziell den Großvater betraf und zu seinen Bedürfnissen gehörte, ungethan ließ. An dem weißgescheuerten Fußboden, den blanken Fensterscheiben, den geputzten Wänden, den staublosen Fenstersimsen u. s. w. konnte man wahrnehmen, daß die Magd aus dem Schlosse nicht so speziell wie

Mascinska für die Bedürfnisse des Großvaters, sondern mehr im Allgemeinen waltete, daß sie aber auch wohl auf Ueberraschung gefaßt und mit Pflichttreue, Zuverlässigkeit und andern dienstthuenden Tugenden darauf vorbereitet war.

Als man eintrat, sah man den alten Schulmeister auf einem hölzernen Schemel am Tische sitzen, das nie fehlende Manuscript vor sich. In diesem Momente hatte er sich jedoch von demselben abgewendet und Mascinska zu, die an seiner Seite stand und die er mit jenem Ausdruck der Freude auf dem Antlitz betrachtete, die man kindisch nennen konnte.

Mascinska sah auf ihn nieder; ihr Blick schwamm im feuchten Glanz; der Ausdruck des Auges war hingegeben warm und theilnehmend liebevoll.

Wie abwehrend streckte Mascinska dem Eintretenden die Hand entgegen, ihre Mienen drückten ein stummes: Zurück! aus. An der Art, wie sie so dastand, wie ihr Antlitz so klar, so unwiderleglich die zartesten Empfindungen ihres Herzens wiederspiegelte, merkte man ihr ab, daß ihr der gegenwärtige Augenblick ein liebevoll heiliger war.

Wie die Armuth vor dem Reichthume, so hat auch der Reichthum vor der Armuth eine Scheu, die nicht allein durch die Unästhetik der Armuth erzeugt, die vielmehr in einem dunkeln Gefühle der verletzten Gleichberechtigung an Welt und Leben ihren Grund hat.

Beim Eintritt des Grafen und seiner Begleiterin-

nen, wendete der alte Schulmeister das Antlitz den Kommenden zu: es war ein Gesicht, in welches das Leben mehr Reflexionen als Thaten, mehr Wollen als Handeln eingezeichnet hatte. In dem trüben Auge lag noch etwas Sinnendes und Suchendes; die kahle breite Stirn zeigte halbe Gedanken, Anfänge großer Ideen, die in einem resignirenden Zuge um den Mund endigten; das schmale, tiefe, gefurchte, in einem krummen Kinn auslaufende Gesicht zeigte nichts Besonderes.

Der Besuch erschreckte den Alten nicht, wie Mascinska gefürchtet hatte; er erhob sich mühsam, von Maszinska unterstützt, vom Schemel, um den Eintretenden entgegenzugehen.

Der Graf machte die dem Alten fast unmöglich werdende Höflichkeit unnöthig, indem er rasch auf ihn zutrat und wieder zum Sitzen nöthigte. Er holte für sich und seine Begleiterinnen selbst die hölzernen Sessel herbei.

Er setzte sich dem Alten gegenüber; von dem abseits gerückten Sessel wurde der für die Baronin nur nach einer Pause und zögernd besetzt.

Theilnehmend erkundigte sich der Graf nach dem Befinden des alten Mannes, nach etwaigen Wünschen und Bedürfnissen, die noch offen gelassen waren. Indem er Mascinska zum Augenzeugen seiner Fürsorge für den Schulmeister machte, wollte er sie jeder beunruhigenden Sorge für denselben überheben.

Der alte Mann neigte bei allen den Fragen wie dankend das greise Haupt. „Ich brauche nichts mehr!“ sagte er dann mit einem Tone, der Anklänge hatte von einem zurückgehaltenen „Es kommt zu spät!“ — In der That sah man allmählich die Freude auf seinem Antlitz verschwinden, das heitere Blau wurde immer mehr von einem trüben Ernst bedeckt.

Die Baronin mußte sich erst eingewöhnen, ehe sie ihre Theilnahme mit der des Bruders verbinden konnte. Die Umgebung hatte sie stumm gemacht. Schon die niedrige, wie von einem sichtbaren Querbalken gehaltene Decke hatte etwas Lastendes, das ihr den Athem benahm; der hölzerne, farblose, auf Kreuzbeinen ruhende Tisch, die gleich farblosen, ungepolsterten Schemel, das Kalte, Nackte, Leere der Wände, an denen oben ein Sims mit Büchern und Scripturen belastet, hinlief — das Alles hatte für sie etwas so Unbehagliches, etwas — selbst ihre Theilnahme für den Bewohner dieses Raumes Niederdrückendes, daß sie lange nicht zur Aussprache dieser sich selbst um Mascinska willen aufgenöthigten Theilnahme kam.

Das Gesellschaftsfräulein mußte, naturgemäß dem Herzen ihrer Gebieterin den Vortritt lassend, warten, bis es endlich von diesem Vorrechte Gebrauch machte. Der alte Schulmeister schien von diesem Besuche mehr beängstigt als erfreut oder — wie die Baronin voraussetzte — sich geehrt fühlend. Hatte er die eine oder die andere an ihn gethane Frage beantwortet,

dann blickte er immer wieder mit dem Auge der Besorgniß auf Mascinska, als wolle er sie fragen: Wirst Du mir bleiben?

Mascinska hatte ihre Stellung trotz der Anwesenheit der Gäste nicht geändert: ihre Hand lag auf den Schultern des Großvaters, ihr Körper, an die Lehne eines Stuhles sich stützend, war zu ihm hingeneigt.

Fast hätte man es Eifersucht nennen können, mit welcher der Graf diese ausgesprochene Hinneigung zu dem Alten betrachtete. Sein Blick, mit dem er auf ihm weilte, verfinsterte sich oft in unbewachten Momenten und drückte eine trübe Seelenstimmung aus. Dann zwang er sich wieder zur Freundlichkeit, zur Theilnahme und frug dem Alten seine Lebensschicksale ab.

„Die sind sehr einfach, sehr alltäglich!" versetzte der Alte. „Ein lebenslanges Wollen, ein inneres Müssen und doch ein fortgesetztes Nichtkönnen, aus dieser Dreiheit entstand jenes „Verfehlt! Verfehlt!" das wir uns zurufen müssen, wenn wir bei den Thatsachen unsers Lebens betrachtend weilen und auf die glimmenden Ueberreste unsrer Pläne, Hoffnungen und Aussichten unsere Erinnerungen versenkt, daß diese schmerzen. Was wir gewollt und was wir gekonnt, das ist wie heller Mittag und Nachteinbruch, und unser Lebensausgang fällt dann in's Dunkle!"

Mascinska machte eine liebkosende, wie tröstende Bewegung, indem sie mit der Hand die trüben Fal=

ten der Stirn gleichsam zu glätten suchte, der Graf machte unwillkürlich eine unwillige Bewegung. War es denn nicht sein Kind, das hier Liebkosungen verschwendete, die er entbehrte und nach denen er, der Verrathene, jetzt mit doppeltem Bedürfniß verlangte? Wer söhnte denn ihn mit dem Leben aus, in das ein dunkles Verhängniß auch sein vernichtendes „Verfehlt! Verfehlt!" eingeschrieben hatte?

Er stand auf und betrachtete die Bücher, die auf dem Simse standen. Die niedrige Stube machte das Herabnehmen des einen oder andern Buches bequem. Es waren keine gesammelten, completen Werke: etwas von Kant, von Göthe, von Schiller, von Lessing, von Wolf, der erste Theil einer Botanik u. s. w., zuletzt auch eine Bibel.

Als der Graf darnach langte, machte der Alte eine besorgt abwehrende Bewegung. Vielleicht dachte er in diesem Augenblicke daran, daß der Besitz einer Bibel ein Ungehorsam gegen seine Kirche war. Der Graf beachtete die abwehrende Bewegung nicht; es liegt zuweilen in der Anschauung Bevorrechteter und Hochgestellter, zu meinen, daß ihr Interesse für durch die Verhältnisse Untergeordnete ohne Rücksicht sein darf; sie schlagen eine Antheilnahme für Niedriggestellte zuweilen so hoch an, daß das Zartgefühl auf der Spitze dieser Werthschätzung nicht mehr Platz hat. Auch der Graf wollte sein Interesse für den Alten — das am Ende den Grund seines Vorhandenseins doch nur

in seinem Verhältniß zu Mascinska hatte — mit Freiheit, d. h. mit Willkür üben und kein Gesetz und keine Form für dasselbe anerkennen.

Er schlug das alte, dicke Buch auf. Auf dem ersten, unbedruckten Blatte war der Hochzeitstag des alten Schulmeisters und seiner längst verstorbenen Gattin eingezeichnet; dann die Geburt der einzigen Tochter; dann deren Verheirathung mit dem Bruder des Grafen. Damit schlossen indeß die Bemerkungen von der Hand des Schulmeisters, der mit wehmüthigem Blicke dem Beginnen des Grafen zusah und, da er den Muth nicht besaß, ihm zu wehren, wie unter einer Beleidigung, einer Verletzung, die ertragen werden mußte, duldete.

Durch die Bemerkungen auf dem ersten Blatte der Bibel auf die brennende Frage hingeführt, die ihm Geist und Herz versengt, suchte der Graf den alten Schulmeister auszuforschen, wie viel dieser wohl von dem Geheimnisse wisse? — Der alte Mann konnte keine Auskunft geben; die gewöhnlichste, seine Familienverhältnisse betreffende Frage mußte er unbeantwortet lassen.

Das hätte sich der Graf denken können, daß ein Mensch, der das Ziel seines Lebens bald in der Höhe, bald in der Tiefe sucht, dem Nächsten und Alltäglichsten fremd sein wird. — Dennoch erschien ihm die gänzliche Unwissenheit des alten Schulmannes in

Sachen seiner eignen Familie befremdend, fast unglaublich.

Darüber sprach sich jedoch der Graf nicht aus, um Mascinska's willen; er wollte und durfte dem Alten in Nichts zu nahe treten, durfte ihm nicht wehe thun, da sich jede Empfindung des Alten im Herzen Mascinska's widerspiegelte und der Graf nach wohlthuenden Eindrücken strebte, durch welche er auf das Gemüth Mascinska's zu wirken hoffte.

Aber jetzt brach der Graf auf; mit ihm erhob sich auch die Baronin, auch das Gesellschaftsfräulein, — Mascinska erzitterte. Sie wußte, daß ein Kampf ihrer wartete; daß sie gewappnet sein mußte, die Einladung zum Mitgehen auszuschlagen und für die bewiesene Güte des Grafen undankbar zu erscheinen.

Sie legte ihren Arm um den Nacken des Großvaters.

Der Graf errieth, was diese Bewegung bedeuten konnte: er blickte das Mädchen durchdringend an.

„Du gehst doch mit uns?" sprach er in jener Weise, die nur etwas wie sich von selbst Verstehendes aussprechen will.

Mascinska wurde bleich, doch schüttelte sie leise verneinend das Haupt.

„Ich bleibe!" sagte sie dann mit kaum hörbarer Stimme.

„Warum auch?" versetzte der Graf, eine aufwallende schmerzlich zornige Empfindung niederhaltend.

„Dem alten Manne geht nichts ab. Auch geb' ich Dir es frei, ihn aus Küche und Keller des Schlosses mit Allem zu versorgen, was und wie viel Du für ihn nothwendig glaubst. Christine bleibt bei ihm und läßt es ihm an Pflege gewiß nicht gebrechen."

„Ich bin zufrieden!" warf der Alte ein. „Die Zeit des Wollens ist ohnedies vorüber, ich kann nur duldend noch am Leben Antheil haben."

„Du hörst!" wandte sich die Baronin, die dem Bruder gefällig sein wollte, zu Mascinska.

„Er irrt!" versetzte Mascinska schüchtern zwar aber doch so, daß man ihrer Weigerung schon die Festigkeit anmerkte. „Er will mich entbehren, der gute, alte Mann, weil er meint, alles Heil liege für mich dort oben, in der kühnen, stolzen Veste! — Er irrt, sag' ich! — Als ich hier wieder eintrat, da fühlt' ich, wo ich sein muß! In dieser bescheidnen Beschränkung nehmen unsre Wünsche keinen beunruhigenden Flug, unsere Hoffnungen blühen nach Veilchenart still und heiter! — O, wie ergriff es mich doch geheimnißvoll mächtig, als ich den Ahnensaal durchwanderte und tapfere, kühne Kämpen und edle Frauen aus ihren Rahmen auf mich nieder sahen. Sie raunten mir wunderbare Geschichten zu, die ich nicht nach erzählen kann; Jahrhunderte schritten an mir vorüber, die ich nicht begreifen, nicht fassen konnte, und die doch so ganz anders aussahen, als unser Jahrhundert! — Was soll ich sagen? — Es ergriff mir

Herz und Sinne; eigenthümliche, bunte Märchen tauchten in meinem Geiste auf; ich träumte verworrene Träume und schrack auf, als ich erwachte. „Wie soll es enden?" fragte ich mich — und konnte mir diese Frage nicht beantworten."

Der Graf hatte nicht ohne Bewegung der Freude dieses Geständniß vernommen; er ergriff die herabhängende Hand Mascinska's und sagte betonend:

„Es wird gut enden!"

Mascinska blickte zweifelnd zu ihm auf.

„Gut?" frug sie und senkte sinnend den Blick; dann den Kopf plötzlich aufrichtend sagte sie:

„Und doch muß ich bleiben! Er hat ja Niemand, der ihm die Stunden wegplaudert, der böse Erinnerungen wegscheucht, der das Leben vertheidigt, wenn er es verdammt. — Christine ist gut! Sie hat dem Großvater alle Lieb' erzeugt, die sie konnte; aber ihm in's Herz eindringen, dort die bösen Spinnen verscheuchen, die sich festspinnen wollten, konnte sie doch nicht! Man sollte zwar meinen, die Herzen sollten allesammt eines das andere erschließen können; dem ist aber nicht so: manches hat so besondern Eingang, daß er sich nicht sogleich finden läßt!"

„Wie das Deinige, Mascinska!" sagte der Graf in sanftem Vorwurfe, „Schon glaubte ich den Eingang gefunden zu haben, jetzt sehe ich, daß ich mich — irrte!"

Mascinska beugte den Kopf tief herab, so daß der

Rand des Hutes das Antlitz den Blicken des Grafen verbarg. Dieser wartete lange auf Antwort; als keine erfolgte, hob er das Haupt Mascinska's sanft in die Höhe. — In ihren Augen standen Thränen.

Der Graf schmerzlich betroffen, fuhr zurück.

„Mascinska!" rief er, „Thränen? Warum? Wofür?"

Auch der Alte beugte sich vor, um in das Antlitz des Mädchens zu sehen. Dann faltete er die Hände wie bittend und flehete:

„Nicht weinen! — Gieb mich auf, Kind! Was ist an mir noch! — Im Herzen ist's winterlich! Leg' nicht das Deinige daran, Mascinska; es müßte frieren. — Laß' mir's niederklingen vom Schlosse, daß Du glücklich bist, dann werd' ich's auch sein. — Wenn die Nebel fallen, Mascinska, dann werd' ich Dein Bild mitten drinnen sehen, und wenn's dann auf Halmen und Blättern glitzert, will ich denken, das sind die Diamanten, aus dem Rahmen ihres Bildes gefallen."

Während der Alte flehete, hatte sich Mascinska zu sammeln gesucht. Ihr großes, durch Thränen verschöntes Auge ruhete mit wunderbarem Ausdrucke auf dem Grafen.

„Herr Graf!" sagte sie. „Es muß wohl etwas sein, das mich Ihnen unterwirft, mich zu Ihrer Sclavin macht, und mich doch wieder zu Ihnen erhebt, als könnt' ich Antheil haben an Ihrem Wesen, Ver=

ständniß für Ihr Herz! Das ist so wunderbar, daß ich mich selber nicht verstehe! — Ich kann nicht für das „Morgen" sorgen; ich bringe diese Sorge nicht in mir auf; warum aber schrak ich aus meinem Traume so plötzlich auf, wär' es nicht das Mißtrauen gegen das Glück gewesen, das mir diesen Schrecken bereitete? — Thuen Sie mir nicht wehe, Herr Graf, indem Sie mich für undankbar erklären. Ich weiß es von mir besser!"

Der Gräf trat an's Fenster und trommelte mit den Fingern an die Scheiben, indem er, ohne den Blick auf einen Gegenstand zu richten, hinausstarrte. Wie sehr reuete ihm jetzt der unglückliche Einfall, die „Leute" Gottward's, die er auf dem Excercierplatze genug gesehen, auch in ihren Quartieren beobachten zu wollen! Daß Mascinska das großväterliche Dach wiedersah, wa so plötzlich, so unvorbereitet bei dem rasch fühlenden Mädchen eine ganze Vergangenheit in dem Herzen wieder erstehen ließ, das nun den alten, mitleidswürdigen Maun zum Mittelpunkte seiner Empfindungen machte — das hatte die neue Verwirrung verschuldet, in der sich der Graf befand, denn seine — Tochter in der Hütte lassen, schien ihm so unmöglich, als sie zwingen, mit ihm zu gehen. Zu einer Entdeckung schien ihm die Zeit noch nicht reif. Er wollte erst die Erfolge Gottward's auf dem „Felde der Ehre" abwarten, wollte erst hören, welche Thaten dieser gethan, wollte — und das war der vorzüglichste

Grund seines Schweigens — Gottward noch für die hohen Inhaber der Commandos, der Beförderungen, der Empfehlungen an höchster Stelle als seinen Sohn gelten lassen, um vorhergegangenen erleichterten Auszeichnungen und durch Rücksichten geschehenen Bemerkungen über Umsicht, Tapferkeit, strategisches Genie in den Schlachtberichten, höchsten Orts das Geständniß der Illegitimität und die Bitte um Legitimirung hinterdrein zu senden.

Während der Graf noch damit beschäftigt war, ein Mittel zu finden, um Masscinska aus der Hütte fortzubringen, und während die Baronin das Mädchen zu bereden suchte, zum eignen Besten dem Grafen zu folgen, ertönte im Dorfe die Trommel, die die Mannschaft zum „Sammeln" rief.

Der Ton hatte nichts Ungewöhnliches, aber die Stunde, in der er erscholl, war nicht die gewohnte, wo man ihn zu andern Tagen zu hören gewohnt war — das machte den Ton unheimlich, fast schauerlich! Der Graf wendete sich rasch vom Fenster weg und trat zu den Uebrigen.

„Es muß irgend etwas vorgefallen sein," sagte er, „die Trommel tönt zu so ungewöhnlicher Zeit. — Wir wollen gehen. Vielleicht erwartet uns Gottward, sucht uns und weiß uns nicht zu finden. — Adieu!" wendete er sich zu dem Alten. „Was Ihr immer bedürfen möget, wendet Euch an mich. Es darf Euch Nichts fehlen. — Mascinska! —" Er hielt einen

Augenblick lang das Auge fest und forschend auf Mascinska gerichtet. — „Ich gehe!"

Mascinska streckte ihre Hände zitternd aus, um die des Grafen zu ergreifen; ihre Augen waren noch feucht, in ihrem Blicke lag der flehendlichste Ausdruck um Schonung. — Schon hatte sie die Hand des Grafen erfaßt; schon neigte sie ihren Kopf nieder, um die Hand mit ihren Lippen zu berühren; schon beugte sie die Kniee, um niederzusinken zu den Füßen des Grafen — da breitete dieser die Arme aus, da drückte er sie fest an seine Brust, da berührten seine Lippen ihre Stirn.

„Du wirst mein Kind sein, Mascinska!" sagte er innig. „Merke Dir's für alle Vorkommnisse Deines Lebens!"

Er ließ sie sanft auf einen der hölzernen Sessel gleiten und eilte das Zimmer zu verlassen. Die Baronin und Louise folgten.

Die Ordre aus Wien, die die Freiwilligen Gottward's zum großen Ganzen rief, war eingetroffen; sie befahl sofortigen Aufbruch. Die Kriegserklärung Napoleon's war erfolgt; der Kaiser der Franzosen, der seine Schlachten nur in Feindes Lande schlug, marschirte mit seiner Armee dieser Kriegserklärung schon hinterdrein.

Während bei Napoleon, nachdem der Krieg einmal beschlossen, Idee und That sich die Hand reichten, während bei ihm ein Entschluß kaum eines Gedankens Länge bedurfte, um zur That reif zu sein, verwirrten tausendfältige Sonderinteressen den Geist in der Hofburg zu Wien. — Das hatte der Adel Oesterreich's dem englischen voraus, daß bis auf die neueste Zeit das Schwert des jüngsten Sproßen seines Geschlechts neben die Waffe des Urahnen gehangen werden konnte, daß die Waffensäle noch bis zur neuesten Zeit mit thaterprobten Waffen sich füllten; dieser Vorzug gegen England war aber ein Nachtheil gegen Frankreich, dessen Herrscher es selbst sagte: „Jeder Soldat trägt den Marschallstab in der Patrontasche!" — In diesen Worten lag eine Verheißung, die zu dem Kühnsten, dem Gewagtesten begeisterte und zugleich der Intelligenz, dem kriegerischen Genius jedes Einzelnen Gelegenheit und Anregung gab, sich zu entwickeln, selbstthätig zu sein! — Die Marschälle der französischen Kaiserzeit waren die glänzendsten Beweise, daß Napoleon da, wo seine Neigung mit seinem Genius zusammentraf, auch die rechte Weise ergriff, um bedeutend zu sein. — Zu einem großen Manne war er zu einseitiger Feldherr; seinem Lande konnte er keine andere Festigkeit geben, als die auf das Kriegsglück gestützte.

Am österreichischen Hofe dagegen machte sich eine mächtige Camarilla geltend: der Adel hatte sich, in

richtiger Würdigung seiner Stellung, um den Thron geschaart; wegen des Oberbefehls wurden die Parteien dadurch versöhnt, daß ein kaiserlicher Prinz ihn übernahm; aber wegen der nicht minder einflußreichen Stellungen als Corpsführer wurde die Wahl durch eine zahllose Reihe von Sonderinteressen, die man auf dem Wege der Intrigue geltend zu machen suchte, verlängert — weil erschwert.

Als die Zeitungen meldeten, der Kaiser habe Paris verlassen, erzitterte Alles unter dieser Nachricht. Man haßte ihn, aber man fürchtete ihn noch mehr. Bei den Pyramiden, in Italien, bei Austerlitz und Jena hatte er seinen Kriegsruf gegründet; der unbedeutende Lieutenant, dem kein großer Name Platz machend vorauseilte und den Weg bereitete, hatte ein Volk, das die Revolution von 1790 heraufbeschworen, das im wildesten Taumel wie trunken vom Blute war, vor sich niedergeworfen, hatte die, mit tausend und wieder tausend Köpfen bezahlten, theuren Ideen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit unter seine Füße getreten und den Kaiserthron auf den Nacken dieses Volkes gesetzt.

Das imponirte; diese, ob auch feindliche Größe hatte etwas Achtung gebietendes und rief Voraussetzungen bei seinen Gegnern hervor, die schon halben Niederlagen glichen. — Durch alle Herzen der österreichischen Bevölkerung zog das natürliche, das patriotische gerechtfertigte Verlangen und Sehnen nach Sieg,

und durch alle diese Herzen zog auch der Zweifel an Verwirklichung dieser schönen Sehnsucht. —

Auf dem Wege nach dem Schlosse stießen der Graf und seine Begleiter auf Gottward, der vom Schlosse kam und dem Sammelplatze seiner Schaar zueilte. Als er den Grafen und dessen Begleiterinnen erblickte, sprang er rasch vom Pferde, indem er die Zügel desselben dem ihn begleitenden Diener zuwarf und eilte auf die Daherkommenden zu.

Sein Antlitz war bleich; sein Wesen in Aufregung.

„Wir müssen uns trennen!“ sagte er. „Von Wien ist so eben Ordre eingetroffen, daß wir zu Erzherzog Carl, der das Obercommando führt, treffen und uns ihm anschließen sollen. Näheres werden wir vom Hauptquartiere aus erfahren.“

„Gott gebe den österreichischen Waffen Sieg!“ seufzte der Graf, der im Innern die lautlosen Zweifel der Bevölkerung am für Oesterreich glücklichen Ausgange des Kampfes theilte.

Die Baronin hatte sich dem Freiwilligenanführer genähert; ihr Auge ruhte mit besonderem Wohlgefallen auf dem jungen Manne und hatte mit solchem Interesse von dem Augenblicke an auf ihm geruht, seit er die Uniform trug. Für sie gab es überhaupt nur vier Möglichkeiten sich im Leben mit Anstand unterzubringen: bei Hofe, in der Diplomatie, im Militair oder in der Klerisey, welche letztere Stellung sie

indeß unter dem Stammbaum-Verhältnisse ihrer Familie nicht wünschen konnte.

„Gottward!“ sagte sie, und ihr Wesen bekam etwas Heroisches. „Ich wollte, mir wäre es gegeben, Dir, wie jene spartanische Mutter, das Schild mit der Devise: „mit oder auf diesem!“ überreichen zu können!“

Aber Gottward war der spartanische Jüngling nicht, der aus dieser Alternative herauszukommen keinen Ausweg fand, keinen finden durfte. — Er war der Erste, dessen Blick die über das Bevorstehende vergessene Louise suchte; der Erste, der herausfand, daß ihre Wangen bleicher, der Zug um den Mund schmerzlicher war, denn je, — der die Mühe des armen Mädchens gewahrte, sich aufrecht zu erhalten, um mit ihrem vernachlässigten Herzen nicht vor den Augen Andrer zusammen zu brechen. — Wie mochte es auch im Innern weinen und klagen, wie mochte auch der Genius der Liebe unter dem Drucke der Verhältnisse seufzen, wie verlassen, wie Niemandem angehörig, mochte sich auch das Mädchen in diesem Augenblicke vorkommen, wo Niemand zu bemerken schien, daß sie vorhanden war!

Jetzt näherte sich ihr Gottward, jetzt richtete er einige, zwar unter Aufsicht stehende, aber durch die Lage doch erlaubte freundliche Worte an sie — damit freilich, mit diesem leisen Hauch der Liebe blies er das aufgebauete Kartenhaus ihrer Kraft und Stärke

zusammen. Er sprach, sie wollte antworten und konnte nicht; er fragte: „Werden Sie des Fernen nicht ganz vergessen?“ — die Zunge versagte ihr den Dienst. — Ihr war immer, als müsse sie laut aufschreien, als müsse sie rufen: „Luft! Luft! es will mich ersticken!“ als müsse sie sich niederwerfen, das Gesicht dem Boden zugekehrt, damit nur kein Leben, keine Bewegung mehr von dem Auge wahrgenommen und der Seele zugetragen würde, die ja nichts, gar nichts mehr aufnehmen, nichts mehr verarbeiten konnte.

Wie fibrirte das im bleichen Antlitze, und zuckte und zerrte an den sanften, Duldung ausdrückenden Zügen und verzog so entsetzlich den schönen, durch sein leises, gedämpftes Lächeln sonst so liebenswürdigen Mund! — Gottward wurde durch den Anblick dieses Antlitzes um alle Fassung gebracht; er riß Louisen heftig an sich, er drückte sie in wildem Schmerze an die Brust, er warf einen verzweiflungsvollen Blick zum Himmel, der stürmisch eine Antwort verlangte auf die Frage: „Muß es denn sein?“

Die Baronin war über diese Scene auf offner Straße außer sich. Sie ließ zwar wohl Empfindungen gelten, aber sie mußten sich dann zu benehmen wissen; sie mußten sich innerhalb der Schranken der von der Convenienz geheiligten Sitte bewegen. Ihre Unruhe um diese Scene wuchs in dem Grade als ihr sich beim Nachdenken darüber die Mittel verringerten,

die Liebenden zu trennen, ohne die Scene zu erweitern und zu vergrößern.

Der Graf trat auf Gottward zu.

„Deine Leute sammeln sich," sagte er fest, „der Führer soll nie der Letzte auf dem Platze sein. — Ehre und Vaterland rufen! Thue Deine Pflicht! Ich wahre Dir die Geliebte als Preis Deiner — Thaten. — Und nun ziehe mit Gott! Die Trommel schweigt, ein Zeichen, daß man sich gesammelt hat!"

Er reichte nicht Gottward, sondern Louisen die Hand, die er sanft aus den Armen des Erstern zog. Dieser stand eine Weile wie bewußtlos, als müsse er sich erst auf Das besinnen, was geschehen war und noch zu thun übrig sei. Dann warf er sich plötzlich dem Grafen, dann der Baronin an die Brust mit dem Ausrufe: „Denkt meiner! Lebt wohl! — Louise!..." Plötzlich wendete er sich, warf sich auf's Pferd und wie rasend sprengte er dem Dorfe zu, das der Graf mit der Baronin und Louisen eben verlassen. —

Langsam wandelten diese dem Schlosse zu. — Louise durfte glauben, daß es der Graf mit seiner Zusage, die er Gottward gegeben, ernst meine: er bot ihr, um sie zu unterstützen, den Arm.

Der Weg wurde schweigsam zurückgelegt. Die eben erst verlaufenen Minuten gaben zu denken genug. Die Baronin konnte, um den Weg zu kürzen, noch dann und wann eine Bemerkung machen, die sich auf Verhältnisse bezog, wie sie sich möglicherweise aus

der gegenwärtigen Situation entwickeln konnten; aber der Graf dachte nur an Mascinska, an den letzten siechen Zweig seines Stammbaumes, an die Todte, deren Liebe ihn in diese Wirren gestürzt, und die er oft wohl anflehen mochte: „Hilf mir, Dir vergeben!“ Louise fühlte sich durch den Grafen zur Braut Gottward's erhoben, aber zur Braut eines Mannes, der — hingeht, um zu sterben. —

Auf dem Schlosse lebte man jetzt still und zurückgezogen. Die politischen Verhältnisse lasteten mit bleierner Schwere auf der Bevölkerung: die gesellschaftlichen Verbindungen fühlten sich kaum mehr, man war sich ihrer kaum mehr bewußt. Es kam eine Stagnation unter die Geister, die etwas Lästiges hatte; ihre Aufmerksamkeit fixirte sich nur auf das Eine und Nächste: den mit Frankreich aufgenommenen Kampf.

Von der Burg des Grafen aus gingen die Gedanken in verschiedener Richtung aus: welche eilten nach dem Kampfplatze, wo man sein Recht und seine Macht mit Menschenleben bewies, andere senkten sich in's Thal nieder, wo in der armseligen Hütte des abgesetzten Schulmeisters die Grafentochter Krankenwärterindienste verrichtete.

Es konnte noch für eine Unterhaltung gelten,

wenn die neuesten Zeitungen kamen und man die dunklen Andeutungen über Bevorstehendes und Nichtbevorstehendes sich zu enträthseln suchte. Ueber Truppenmärsche und Aufstellungen durften selbstverständlich keine Andeutungen gegeben werden. Leer konnten die Spalten, der Abonnenten wegen, nicht gelassen werden; deshalb füllte man sie mit jener Zeitungspolitik aus, die im Redaktionsbureau die Geschicke der Völker mit der Feder lenkt. Jede Partei hatte ihre ganz speciellen Hoffnungen, Wünsche, Ansichten, Bestrebungen; jede Partei erwartete vom Ausgange des Kampfes ihr ganz Besonderes. Die kirchliche Partei regte sich besonders; die Jesuiten waren überall thätig und trieben ihr heiliges Gewerbe mit Eifer. Pius VI. hatte sie wieder auferweckt von den Todten, und die nie Sterbenden waren hervorgegangen aus ihren Gräbern und brachten doch den Leichengeruch mit sich.

Während man oben auf dem Schlosse die neuesten Zeitungen las und der Graf sich Mühe gab, zwischen den Zeilen heraus den Feldzugsplan des Erzherzog Karl zu lesen und zu erklären, hatte sich in der Wohnung des alten Schulmeisters ein Gast eingefunden, den er dort nicht vermuthete — Pater Joseph!

Der Pater nahm ein plötzliches Interesse am alten Schulmeister, das so unerwartet als scheinbar uneigennützig kam, und sich von dem Tage an datirte, da Mascinska vom gräflichen Schlosse in die großväterliche Behausung zurückgekehrt war.

Daß der Pater in dieser ärmlichen Hütte einkehrte, die sich bei aller Vorsorge des Grafen doch nicht traulich, nicht wohnlich gestalten lassen wollte, hatte nichts Befremdliches. Die Jesuiten haben es vor dem Klerus voraus, daß sie vielseitig gebildet, in mannichfachen Fächern des Wissens mehr oder weniger zu Hause sind. Schon in dieser Beziehung paßte der Pater zu dem alten Schulmanne, der in viele Fächer eingetaucht war, wenn er auch des Schwimmens unkundig blieb. Aber auch der Beruf von Beiden lag nicht so weit auseinander, daß sie sich nicht hätten berühren sollen; im Gegentheile, wir wissen, daß das Erziehungsgeschäft eine der Hauptaufgaben des Jesuitismus ist.

In der That schien der Alte Gefallen am Umgange mit dem Pater zu finden; es lag Manches in den Anschauungen desselben, wozu die Erfahrungen des alten Schulmannes die Belege liefern konnten. Das Rauhe, Herbe im Wesen des Paters erhielt den Anstrich einer Gradherzigkeit, die in dieser Welt voll Lug und Trug sehr zu achten war. — Aus den tiefen Taschen seines langen Rockes langte er nicht selten jene Christusthränen hervor, die die edle Rebe noch heute über Rom weint. Es lag in dieser Handlung und in der Art, wie sie geschah, etwas Gutherziges; der edle Wein sollte stärken, sollte dem Alten aufhelfen: es war ein flüssiger Weihrauch, der auf die Zunge gegossen wurde und dessen Düfte das Hirn umhüllten.

Das war dann für den Alten Poesie, wenn er die einzelnen Tropfen auf der Zunge fühlte und ein wunderbares Feuer ihm durch den Körper drang. Da fühlte er sich jugendlich, warm, gedankenreich und aufgelegt, die tiefe Perspektive seines Lebens zurück zu schauen und zu vergleichen und zu symbolisiren.

Mascinska saß dann still und lauschend, wenn der Alte, angeregt von dem genossenen Weine, an's Leben den Maaßstab einer eignen innerlichen, wenn auch täuschenden Kraft legte und sich noch heute von ihm unbefriedigt fühlte. Ihm war das Leben ein Irrthum gewesen, darum mußt' es einer im Allgemeinen sein; er blickte zurück wie ein Irrgegangener, darum konnte das Leben für Niemanden eine Heimath haben. „Es ist nur zu wahr,“ rief er, das Glas hebend, „gerade unsere beglückendsten Hoffnungen sind die tauben Blüthen, und nur was klein, was unbedeutend an uns ist, hält fest und wird fruchtreich.“

Von jedem Standpunkte aus mag sich das Leben anders ansehen und Jeder sieht es richtig. Es ist das Kaleidoscop, das Jeder in der Hand wendet, und das Jedem ein besonderes buntes Farbenspiel erscheint. — Der Alte mochte von seinem Standpunkte aus mit blödem Auge nach seiner Meinung richtig sehen; nur daß er seiner Anschauung den Charakter der Allgemeinheit geben, daß er sie für universell gültig erklären wollte, darin versah er es zum großen Nachtheil Mascinska's.

Diese faßte die Anschauungen auf, wie sie gegeben waren. Der kurze Aufenthalt auf dem Schlosse hatte in ihre Gefühls- und Denkweise verwirrend eingegriffen: immitten dieser glanzvollen Umgebung der Tradition und Geschichte einer langen Thatenreihe und kräftiger großer Zeitepochen bei jedem Schritte begegnend, hatte das Leben für sie — dessen wurde sie sich erst bewußt, als es gegensätzlich wirkte, — an Größe und Bedeutung gewonnen. Der Mensch war ihr etwas; sein Dasein konnte nimmermehr ein verfehltes gewesen sein, da er noch in der Geschichte fort wirkte, da sein Dasein darin eingezeichnet war; in der niedern Hütte ihres Großvaters zerfiel diese Anschauungsweise wieder; ringsum war ja nur Kampf oder Duldung, nur Elend und Verkommenheit, nur die tiefste Zerrissenheit und das mühselige Ringen, ein Leben durchzubringen, das keinen Gehalt, keinen Zweck, keine geistige Aufschwungsfähigkeit in sich trug.

In ihrem Herzen lebte noch keine Empfindung höher auf: die eigentliche Blüthe fehlte ihrem Dasein noch. Der Genius der Liebe war noch nicht erwacht, hatte noch nicht den Frühling ihres Herzens aufgehen heißen. — In diesem Umstande lag für sie die Fähigkeit, dem Großvater nachempfinden zu können. — Sie hatte nicht außerhalb des Kreises junger Männer gelebt; aber ihr Wesen hatte so etwas Besonderes, Apartes, nicht in die Anschauungen ihrer Umgebung

Hineinpassendes, daß sie mehr geschent, mehr wie ein Wesen, das man nicht verstand, betrachtet, als gesucht und geliebt wurde, und dessen wunderbare Schönheit nur ein bedauerndes „Schade!“ auf die Lippen geführt.

Dieser Umstand war von dem Pater wohlgekannt. Menschenkenner, wie alle Jesuiten, wußte er, daß unausgefüllte Herzen am liebsten dem Himmel zueilen, daß die verkümmerte Blume der Liebe, wenn sie ihr hoffendes Roth abststreift, am liebsten in reinem Weiß erglänzt. Er schmeichelte ihrer Liebe zum Vater durch Wohlthun; er unterstützte dessen trübe Lebensanschauungen, um sie zu denen Mascinska's zu machen; er schilderte die blutigen Wirren, in die zwei große Nationen mit einander gerathen waren, um des Gegensatzes willen, den die klösterliche Stille dazu bot.

Er wußte, was Mascinska bedeutete; wie schwer ihr Gewinn für's Kloster wog. Das Schicksal selbst hatte sie ihm ja zugeführt; in ihrer Sehnsucht nach dem Großvater, der verfallenden Hütte, den früheren, so armseligen Verhältnissen, die sie der Aufsicht des Grafen entführte, lag ja ein Wink des Himmels, wenn der Pater eben auch nur ein glückliches Zusammentreffen darin fand. — Christine stand schon unterm Einflusse des Paters, ohne Wissen ihn unterstützend. — Wie konnte es auch anders kommen in einem Lande, wo die Geister durch die Kirche und ihre Diener regiert werden! Mußte nicht der Pater für die

geistig Arme, wie für alle ihres Gleichen durch und in der Kirche Erzogene ein Geweihter, ein Heiliger, ein Abgesandter Gottes selber sein? Mußte nicht sein Gebot: „Hüte Deine Herrin, daß sie so wenig wie möglich Theil am Leben nimmt, denn die Zeit der Büßungen und Kasteiungen ist uns Allen gekommen!" nicht wie vom Himmel selbst gesprochen erscheinen? Auch das gebotene Schweigen gegen den Grafen wurde treulich gehalten, da es von dem geweihten Priester ausging.

So mochte der Graf immerhin alltäglich von seiner Veste herabsteigen, oder Boten herniedersenden, die statt seiner sich vom Wohlbefinden Mascinska's überzeugten — Niemand errieth, welcher Saamen zwischen die Hoffnungen des Grafen hineingesäet war, die Kraft schon in sich tragend, wenn er aufging, auch jene bald zu überwuchern.

Mascinska träumte schon mit wachem Auge; die Stille des Klosters, die ungestörte Einkehr in sich selber; die gebotene Gelegenheit, ganz den Gedanken und Empfindungen zu leben, die als Blasen des Hirns oder Herzens aufstiegen und ihnen jene ideale Richtung, jene Richtung nach der Höhe geben zu können — das hatte schon etwas so Bezauberndes, so Einschmeichelndes, so Hirn und Herz Bestrickendes, daß schon jetzt Mascinska gesagt hätte: „Ich will!" hätte nicht das sieche Alter des Großvaters sie an diesen gefesselt.

Die freien Entschließungen der Menschen sind selten: immer sind es Verhältnisse und Situationen, die sie entstehen lassen, durch die sie uns aufgenöthigt werden. Auch für Mascinska mußte ein Anstoß kommen; auch für sie sollte ein Ereigniß, das der Himmel sendete, und das dann rechtfertigte, was ihr doch nicht nach allen Seiten hin gerechtfertigt erschien, eintreten. Denn zuweilen geschah es doch noch, daß die wilde Natur, die ihr einst die Waffe in die Hand gegeben und sie in den einsamen Wald getrieben, erwachte, daß sie gegen die Klosterneigung ankämpfte und Mascinska an jene Ueberfülle von Kraft erinnerte, die sie hinterm Stickrahmen und bei der Nadel nicht lange duldete.

Dieses Ereigniß ließ nicht lange auf sich warten: die Erinnerung gab den ersten Anstoß dazu. Als sie Sonst und Jetzt prüfte, als der stille, weite Wald, die fallenden herbstlichen Blätter, das aufgescheuchte flüchtende Wild wie im Spiegel ihren Erinnerungen erschienen, da durfte auch Wenzl, der Förster, darin nicht fehlen! — Sie hatten ihn lange gesehen! — Warum denn nicht? frug sie sich erstaunt, und nun fiel ihr plötzlich ein, daß der Förster krank gewesen, und daß sie auf dem Schlosse ein Läuten gehört, so eigenthümlich schmerzlich, als hab' es die Glocke empfunden, daß sie zur Trauer und nicht zur Andacht läute!

Sie mußte hin! Jetzt! In diesem Augenblicke! — Sie mußte wieder, wie früher so oft, den kecken Kopf in die halbgeöffnete Thüre stecken und vom Förster

sich im gutmüthigen Zorn einen „Wilddieb" schelten lassen.

Zwar kam ihr diese plötzliche Sehnsucht zur Stunde, da Pater Joseph bei ihrem Großvater einzutreten pflegte, und seine Nähe war für sie schon so zu einer heiligen geworden, daß ihre Abwesenheit ihr wie eine dem Pater zugefügte Beleidigung erschien. Aber ihr Weg führte dahin, wo der Pater herkam, und so ließ sich's schon ganz bequem einrichten, daß sie ihm begegnete.

Mascinska hatte richtig gerechnet. Just da, wo die Straße vom Dorfe aus durch die nach dem Walde führende durchschnitten wird, sah sie den Pater kommen. Sie wartete bis er heran war, um ihre Abwesenheit bei seinem heutigen Besuche selbst zu entschuldigen.

Pater Joseph hörte sie aufmerksam an; dann, nach kurzem Sinnen sagte er: „Ich begleite Sie."

Mascinska nahm das Erbieten freudig an; sie fühlte sich durch das Entgegenkommen, was für sie in dem Anerbieten des Paters lag, geehrt und wohlthuend berührt. Leicht und ruhig wandelte sie an seiner Seite durch den grünen Wald der Försterwohnung zu, mit großer Aufmerksamkeit dessen lauschend, was Pater Joseph zu ihr sprach.

Bei dem Allen behielt sie doch noch so viel Aufmerksamkeit für sich selbst, um an sich zu gewahren,

es war anders mit ihr geworden. Hundert bekannte Waldstellen sprachen von vergangenen Tagen, führten Durchlebtes vor ihre Seele, suchten ihr Gemüth anzuregen — und doch vermochte sie Alles nur mit wehmüthiger Innigkeit, mit stiller Trauer aufzunehmen!

Kurz vor der Försterwohnung wendete sich der Pater, der eine lange Zeit schweigend neben dem Mädchen gegangen, zu ihm und sagte:

„Mascinska, bereiten Sie sich darauf vor, daß sich die Thüre zur Försterwohnung nicht öffnen wird!"

Wie von einem Donnerschlage betäubt stand Mascinska und schaute den Pater starr an, als habe sie ihn nicht verstanden.

„Es ist so," fuhr der Pater fort. „Wenzl wandelt nicht mehr unter den Lebenden. Seine Seele ist aufgeflogen und weilt unter den Seligen, unter Engeln und Heiligen."

Todt!" murmelte Mascinska vor sich hin. „Ach, jetzt versteh' ich die Glocken! Sie haben seitdem nur zur Andacht geläutet."

„Ich habe es Ihnen nicht früher entdecken, Sie nicht von dem Besuche des Hauses im Walde abhalten wollen," fuhr der Pater fort. „Es regt Geist und Gemüth an: die Betrachtung solcher Stätten, die der Tod leer gemacht hat."

Der Pater hatte ein wahres Wort gesprochen, denn wie ein tiefer, unendlicher Schmerz zog es durch Mascinska's Inneres, als sie jetzt vor der verschlossenen

Thüre der Försterwohnung stand. Die Fensterladen waren ebenfalls geschlossen, auch die niedrige Gitterthüre, die in den Garten führte, von welchem das Forsthaus umgeben war, lag im Schlosse.

Josephine hatte das Haus verlassen und war mit einer monatlichen Unterstützung, die sie vom Grafen bezog, zu Verwandten gegangen; die Hunde des Försters hatten anderweites Unterkommen gefunden.

Im Anschauen des verödeten Hauses vertieft, hielt Mascinska mit ihrem Herzen eine Weile den Eindrücken still, die sie empfing, dann weinte sie leise. Was sich ihr im Herzen regte, war des Rührenden und Wehmüthigen so viel! Wenzl hatte sie verlassen, das erinnerte sie an den Großvater, der ebenfalls an der Schwelle des Grabes stand, und heute oder morgen den Todesschritt thun konnte. Dem Zuge der Vergangenheit, der an ihrem geistigen Auge vorüberschritt, wollte der Zug der Zukunft folgen: aber er verwirrte sich, Nebelgestalten huschten ängstlich mitten durch und zerrissen die Ordnung; hier ballte sich's zum Knäuel, dort war es leer und öde!

„Fort! Fort!" sagte sie hastig. „Mir wird beim Anblick dieses Hauses, als fühlt' ich mich selber sterbend, so todesbang!"

„Das ist die Lebelust, die am Leben hängt," sprach der Pater mit Kraft; „das ist jene Innigkeit mit dem Irdischen, die uns den Himmel so fremd macht. Ist dieses Angstgefühl aber nicht schon Strafe für diese

Herzenshärtigkeit! — Beobachten Sie die frommen Schwestern, wenn sie am Sarge einer der Ihrigen stehen — das ist Todesfreudigkeit, ist himmlisches Sehnen, ist unendlich schöne Verklärung in der Vorstellung: „Bald ruhest auch Du!“ — Wie die Erde um die Sonne soll unser Leben um den Himmel kreisen, und sie, die Lebensvollen, wollen dem Leben zurufen wie ~~Jonas~~ der Sonne: „Stehe still!“

Lange sprach der Pater so fort; Mascinska hörte ihn nur halb, und doch paßten die einzeln aufgefangenen Gedanken der Rede des Paters, in ihren eigenen Gefühls- und Gedankengang hinein. — Mascinska war eine Andere geworden, das empfand sie auf's Lebendigste; seit ihrem Aufenhalt auf dem Schlosse hatten sich Hoffnungen und Wünsche in ihrer Brust eingefunden, die wieder, beim Anblick der großväterlichen Hütte, wie unter einem Gluthstrahle plötzlich welkend, jetzt wehmüthige Empfindungen erzeugten.

Um diesem Streite in ihrem Innern, der immer schmerzlicher wurde, zu entgehen, frug sie den Pater:

„Was soll ich thun? Wo giebt es eine Ruhe für das Herz, das doppelt sehnt, doppelt wünscht, und im Gegensatze seiner Hoffnungen und Wünsche die Erfüllung fürchten muß?“

„Im Kloster!“ sprach der Pater ernst und nachdrucksvoll. —

Mascinska erbebte leise vor dem frei und wirklich

Ausgesprochenen, was sie doch schon in sich trug. — Der Pater aber fuhr fort:

„Dort und nur dort ist Einheit! Alle Widersprüche des Herzens einen sich in der Sehnsucht nach dem Himmel; die Nähe der Heiligen macht das Weltliche im Herzen fliehen. Das ist kein verfehltes — das ist ein rechtes, ganz erfaßtes Leben, das in der Sehnsucht zum Ewigen gelebt wird.“ ....

Er wollte weiter sprechen, als Hufschlag an das Ohr der beiden Wanderer schlug. — Rasch zog der Pater Mascinska von dem Wege ab in's Dickicht des Waldes. Nicht lange dauerte es, als man durch die Bäume französische Uniformen gewahrte.

„Rasch!“ flüsterte der Pater dem über den Anblick der fremden Militairs erschrockenen Mädchen zu. „Das sind keine Versprengten, sie reiten zu langsam! Ich fürchte, wir erfahren Grauenvolles! Denken wir jetzt auf Rettung für Sie.“

Er zog, ungangbare Wege einschlagend, Mascinska sich nach, die selbst der Trost des Paters: „Ich rette auch Ihren Großvater!“ nicht ganz von der Sorge um diesen befreite, und darum nur widerstrebend folgte.

Die Schlacht von Wagram war geschlagen, zwanzigtausend Oesterreicher und eben so viel Franzosen hatten Blut und Leben hingegeben, für eine Sache,

die sie nicht begriffen. — Der Wille eines Einzelnen hatte eine Frage aufgeworfen, die zur politischen Tagesfrage erhoben worden, und der Antwort gegeben wurde durch den Donner der Kanonen und durch die Leichen und verstümmelten Körper von vielen Tausenden.

Die Bande der Gesellschaft waren eine Weile wie aufgelöst; — wenn nicht der Krieg, so doch seine Folgen wälzten sich wie zerstörende Fluthen durch's ganze Land. Es existirte kein Recht, kein Gesetz mehr; nur der Wille eines Einzelnen gebot.

Auf dem Schlosse Saczdin war Alles in Bestürzung. Allseitig waren es die patriotischen Empfindungen, die unter den Thatsachen schmerzhaft litten. Ueber die Legitimität hatte die Illegitimität, über den alleinseligmachenden Glauben der Unglaube den Sieg davongetragen! — Von Gottward war keine Nachricht eingegangen; man wußte nicht, sollte man ihn zu den Lebenden oder Todten zählen.

Ein noch entsetzlicherer Schmerz stand noch außen. Der erste Gedanke beim Einlaufen der Nachricht, daß die Schlacht verloren; daß die Zahl der Verwundeten und Gebliebenen eine außerordentlich hohe sei, war der an Gottward; der zweite Gedanke war — Mascinska.

Es war voraussichtlich, daß die zusammengehaltene Masse des feindlichen Heeres nach dem Siege sich weiter ausbreiten, größere Dimensionen einnehmen würde, daß selbst die verbündet gewesenen Sachsen, vor Allem

aber die kecken Schaaren des Herzogs von Braunschweig auf ihrem Rückzuge beunruhigend für die Gegenden werden konnten, die sie berührten. Um jeden Preis, so war es beim Grafen beschlossen, mußte Mascinska die Hütte ihres Großvaters verlassen. Zur Beruhigung für das Mädchen sollte der Alte mit auf das Schloß genommen werden.

... Die Hütte war leer. Die Thüre lag fest im Schloß. Auf den lauten Ruf des Dieners erfolgte keine Antwort. — Der Graf stand bestürzt und rathlos. Was war geschehen? Wohin sollte er sich wenden? — Man fragte ringsum in der Nachbarschaft, ob von dem Einen oder Andern Auskunft zu erlangen sei. Ein altes Weib im Dorfe hatte Mascinska erst gestern noch begegnet, und zwar auf dem Wege zum Walde. Der Pater Joseph hatte sie begleitet.

Joseph! ..... der Graf hatte bei Nennung des Namens fast laut aufgeschrieen, solche beängstigende Möglichkeiten knüpften sich für ihn daran. — Er drückte dem alten Weibe ein Goldstück in die abgemagerte grobe Hand und eilte der Wohnung des Paters zu.

..... Der Pater war nicht zu Hause. — Die Haushälterin desselben erklärte, daß er auf unbestimmte Zeit verreist sei. Der Vicar des nächsten Kirchsprengels war herüber beordert worden und verwaltete einstweilen das Amt. Ueber Ziel und Zweck der Reise konnte die Haushälterin nicht Auskunft geben.

Jetzt wurde es dem Grafen zur Gewißheit, daß

eine Entführung geschehen, daß Mascinska mit dem Großvater von dem Pater zu Zwecken der Kirche geborgen worden sei. Mit neuer, furchtbarer Schwere lastete der Gedanke auf der Brust des Grafen, daß der Pater um das Geheimniß seiner Familie wußte.

Er eilte zum Schlosse zurück und ließ alles zu einer Reise Nöthige vorrichten.

Die Baronin erschrak über das veränderte bleiche Ansehen des Bruders. Sie dachte an Gottward. Vielleicht hatte der Graf Nachricht von ihm erhalten, die so verstörend gewirkt. Die Nähe Louisens hinderte laut zu fragen. Sie machte nur eine andeutende Geberde.

Der Graf verstand sie.

„Mascinka ist entführt!“ sagte er finster, die stumme Frage der Schwester beantwortend.

Die Baronin fuhr erschrocken zusammen; die weibliche Arbeit entsank Louisens Hand. Beide sahen gespannt auf den Grafen.

Dieser rief einige Befehle in den Hof hinab, wo eben der Reisewagen aus der Remise geschoben wurde, und wandte sich dann zu den Frauen.

„Der Diener der Kirche, dieser Wächter des Glaubens — Pater Joseph hat sie weggeführt von hier,“ sprach er zornig: „Wohin? — Das eben ist das grausame, das schmerzliche Räthsel! Hinter ein Klostergitter wird er sie verwahrt, lebendig begraben wird er sie haben!“

„Er sollte wagen — ?“ wollte die Baronin einwerfen, aber der Graf unterbrach sie.

„Was wagt er denn auch!“ rief er. „Ist die Kirche nicht allmächtig; äußert sie sich nicht offen und verdeckt mit widerstandsloser Kraft! Alle großen und nationalen Fragen, alle geschichtlichen Thatsachen nehmen bei uns erst den Weg durch die Kirche; kein Verhältniß ist gültig, das nicht von irgend einem Priester geweiht wäre. Selbst die Geschichte riecht nach Weihrauch. Die Schulen, die Universitäten, die Laboratorien der Wissenschaften, wie die Ateliers der Künstler, die Stätte der Familie, wie das Gemüth des Einzelnen stehen unter ihrem Einflusse. Der Adel sinkt immer mehr in seiner geschichtlichen, wie in seiner nationalen Bedeutung; seine Güter, sein Einfluß, seine Machtstellung hat die Kirche an sich gerissen, das Volk ist ohne Widerstand gegen sie, und die verlornen Schlachten sind nach ihrer Meinung nicht die Folgen einer fehlenden Intelligenz, die das Priesterthum nicht aufkommen läßt, nicht die Folgen einer bildungslosen Fühllosigkeit, die durch die Großheit der Geschichte, besonders der vaterländischen Geschichte, nicht begeistert werden kann — sie werden als Folgen erklärt, daß man nicht genug glaubt, sich nicht genug unter die Kirche demüthigt, nicht genug ihr — willenloser Sclave ist!“

Der Graf hatte sich durch die Aufregung, in der er sich befand, hinreißen lassen und die Rücksicht ver-

gessen, die er sonst für die Schwester und deren Ansichten von Kirche und Priesterthum zu nehmen pflegte.

Die Baronin schaute ihn, überrascht von seiner Erregtheit staunend an.

„Was kann die Kirche an dem Mädchen haben?“ frug sie in jener Weise, die zugleich als Widerlegung gelten konnte.

Der Graf war nahe daran auszurufen: „Weil sie meine Tochter, weil sie reich ist, ob sie auch das Majorat nicht ererben kann!“ Aber er besann sich noch plötzlich, daß Louise in der Nähe war, daß das Geheimniß noch unausgesprochen bleiben müsse, so lange auf Gottward Rücksicht zu nehmen blieb.

Die Reisevorbereitungen waren außerordentlich rasch beendigt. Bald saß der Graf im Wagen und, den Abschied von seiner Schwester und Louisen hinter sich, wollte er eben dem Kutscher ein „Fahr zu!“ zurufen, als am Eingange des Schlosses, unterm Portal, französische Uniformen sichtbar wurden.

Das eine Armeecorps war nach Böhmen dirigirt worden, und so meldete sich auch auf dem Schlosse Einquartirung an.

Es waren dreißig schon ältere Soldaten; ernste wettergebräunte Gesichter, für welche die Erwartung, im nächsten Augenblicke vielleicht schon todt zu sein, ihre Schrecken verloren zu haben schien. Sie kamen näher; im Schloßhofe schaueten sie sich um, den Eingang in die Gebäude suchend. Da unter den mehreren

Eingängen der rechte nicht gleich von ihnen herausgefunden werden mochte, wendeten sie sich der zur Abreise bereiten Equipage zu.

Sichtlich unangenehm von diesem neuen Ereignisse berührt, überlegte der Graf eben noch, ob er reisen oder bleiben solle, als einer der Militairs an den Wagenschlag trat und sein Quartierbillet vorzeigte.

„Herr Graf," sagte er, „wir haben Ordre, auf dem Schlosse Quartier zu nehmen!"

Er sprach die wenigen Worte im geläufigen Deutsch mit wenig merklichem fremdartigen Anklang.

Der Graf sah ihn überrascht an.

„Gut! gut!" sagte er dann. „Es soll vorbereitet werden. — Einstweilen dahin!"

Er gab einem herbeieilenden Diener Befehl, die Soldaten zu führen; dann stieg er aus dem Wagen.

Die Frauen, welche, um den Grafen abfahren zu sehen, oben am Fenster gestanden, waren, durch die eindringenden Militairs beunruhigt, herbeigeeilt und ihre unverkennbare Unruhe, als sie von der Einquartierung erfuhren, machte dem Grafen den Vorsatz, doch noch zu reisen, schwer und Bleiben fast zur Pflicht.

Inzwischen kam auch der die Soldaten führende Diener zurück. Die Leute hatten Essen und Trinken verlangt; indem der Diener dies meldete, erwartete er die Befehle seines Herrn.

Einen Augenblick lang zogen sich dessen Augenbrauen finster zusammen. Den Feinden des Vaterlandes

noch Quartier und Beköstigung gewähren zu müssen, war eine schwere, dem patriotischen Gefühle widerstrebende Aufgabe. Ja, wäre der Feind nicht eben siegreich gewesen! Dem Gedemüthigten giebt man gerne, weil man dann in dem Gefühle geben kann, sich in glücklicherer, neidenswertherer Lage zu befinden.

Dennoch mußte man sich der gebieterischen Nothwendigkeit fügen. Der Graf gab für Koch und Kellermeister die nöthigen Instruktionen, befahl, die Reiseequipage noch so zu lassen, daß die Abreise jeden Augenblick erfolgen konnte, und ging, während die Frauen sich wieder in ihre Gemächer verfügten, selbst nachzusehen, was die einquartierten Leute zu einem bequemen Unterkommen noch weiter benöthigten.

Die den Soldaten angewiesenen Gemächer hatten früher zu Spiel- und Erholungszimmern gedient, wenn auf dem Schlosse Besuch war und der Graf seine glanzvollen Fêten und Jagden gab. Seit Jahren schon hatten sie unbenutzt gestanden.

Als der Graf eintrat, war das Zimmer schon in ein kleines Feldlager umgewandelt worden. An der Wand hingen schon die Waffen; die Tournister lagen auf dem Fußboden, und die meisten der Einquartierten waren schon, in Erwartung des bestellten Essens und Trinkens, damit beschäftigt, die Monturen wieder in möglichst anständigen Zustand zu versetzen und Knöpfen und Riemenzeug den ehemaligen Glanz zu verleihen.

Am Fenster, das die Aussicht nach dem Dorfe

bot, stand der Wortführer von vorhin und putzte am Gewehr. Seine Hand bewegte sich indeß nur mechanisch am Flintenlaufe auf und ab und hielt wohl zu Zeiten ganz ein, wie wenn die Feder der bewegenden Kraft an Spannung verloren hätte. Dabei irrte sein Blick durch's Fenster nach dem Dorfe hinab, das in seiner friedlichen Thalstille vor ihm lag.

Beim Eintritt des Grafen ruhten plötzlich die beschäftigten Hände und die Füße stellten sich in „Achtung!"

Man hatte in der Schlacht das Seinige gethan; jetzt suchte man die gute Voraussetzung vom Anstande und der Gesellschaftsform des französischen Soldaten zu Ehren zu bringen.

Mit einem Forscherblick überflog der Graf die einquartierte Mannschaft. Man sah, es waren Leute von Metier, kräftige uud doch leicht bewegliche Gestalten, die mit ihren Anschauungen und Begriffen in ihre Montirungen eingewachsen waren.

Auf die Frage des Grafen, welche Wünsche und Bedürfnisse sie noch hätten — eine Frage, die freilich in deutscher Sprache gethan wurde — sahen die Andern auf den am Fenster Stehenden, der den Grafen abseits aufmerksam betrachtete.

„Herr Graf," sagte er. „Wir bedürfen der Stärkung und Ruhe. Wenn Sie dafür sorgen wollen — ?

„Meine Befehle sind gegeben!" entgegnete der Graf. — „Aber diese Sprache! — Sie sind viel=

leicht aus dem Elsaß?" setzte er fragend hinzu.

Der Soldat schüttelte finstern Blickes das Haupt.

„Nein!" sagte er kurz.

„Nicht? — Nun wohl, ich habe nicht zu fragen," sprach der Graf. — „Doch so, wie Sie, spricht ein Franzose die deutsche Sprache nimmermehr! — Sie sind ein Deutscher!"

Der Soldat wendete sich vom scharfforschenden Blick des Grafen getroffen, schweigsam ab, und verlegen griff er nach dem Riemenzeug von Patronentasche und Seitengewehr, an dem er weiter putzte.

Den Grafen hatte indeß die Wahrnehmung, daß ein Deutscher sich unter der einquartirten Mannschaft befand, schmerzhaft berührt und machte ihn besorgt für die Sicherheit des Schlosses und der Frauen, im Falle er die beschlossene Reise noch hätte in Ausführung bringen wollen. Niemand natürlich wußte, wer dieser französische Soldat mit der Narbe quer über die Wange, war, welche Ursachen ihn getrieben, in das französische Heer einzutreten. Diese Abenteuerlichkeit gab keine Bürgschaft für ihn. Um möglichen Meutereien zu begegnen und zum Schutze der Frauen mußte der Graf sich entschließen, zu bleiben.

Die Equipage wurde deshalb wieder abgepackt und in die Remise geschoben; der Graf selbst ging auf sein Zimmer, um die Kleider zu wechseln und verfügte sich dann zu den Frauen, die, so sehr ihnen daran lag, über Gottward irgend etwas zu erfahren

— Louise war ja ganz besonders interessirt — doch am Ende froh waren, daß der Graf zu ihrem Schutze blieb.

Kaum war der Graf einige Minuten lang bei den Frauen, als auch schon ein Diener mit der Meldung eintrat: die einquartirte Mannschaft lasse um die Erlaubniß bitten, dem Herrn Grafen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Die Frauen blickten verwundert bald den meldenden Diener bald den Grafen an, als bedürften sie noch der Bestätigung des Einen oder Andern, ob sie auch recht gehört. Selbst der Graf schien einen Augenblick überrascht, dann fragte er die Baronin, ob sie erlaube, daß er hier empfange.

Die Baronin nickte bejahend. Die weibliche Neugier überwand den Schmerz des beleidigten Patriotismus' und vergaß, daß man sich im Schlosse, so lange noch keine Nachricht über Gottward eingegangen, mit den Franzosen noch immer auf dem Kriegsfuße befand.

Indeß — der Kammerdiener öffnete die Flügelthüren und auf das Sauberste und Glänzendste herausgeputzt, den französischen Deutschen an der Spitze, traten die Dreißig ein oder vielmehr nicht ein, denn da das Zimmer nicht alle zu fassen vermochte, mußten die Flügelthüren geöffnet bleiben.

Die Ueberraschung des Grafen wie der Frauen beim Anblick der stattlich herausgeputzten Krieger war nicht gering. Als ob sie von der Parade kämen, so

knapp und sauber saß die Uniform, so glänzten Lederzeug und Knöpfe, so zierlich waren Haare und Bart geordnet! Es war schwer, sich vorzustellen, daß diese Leute aus einer blutigen Schlacht kamen, Wunden austheilten und empfingen, und das Schlachtfeld mit Leichen hatten besäen helfen.

Es war eine bloße Höflichkeitsform, aber sie charakterisirte.

„Sie wollen mit Gleichem vergolten haben," sagte der Graf, als sich die Leute wieder entfernt hatten; „Soldaten andrer Nationalität hätten sich vielleicht nur eben abfüttern lassen, wozu wir verpflichtet sind: diese wollen als Gäste behandelt sein!"

Der Graf, wie um diese Höflichkeit zu erwidern, gab dem Castellan Befehl, die Leute in den Ahnensaal und die Rüstkammer zu führen und sie mit den Sehenswürdigkeiten des Schlosses bekannt zu machen. Der Kammerdiener übersetzte den Leuten dieses Anerbieten des Grafen, das aus einer gewissen patriotischen Starrheit deutsch gemacht worden war, in ihre Sprache und bewirkte dadurch eine allgemeine Erregung. — Man folgte dem voranschreitenden Castellan, dem der des Französischen kundige Kammerdiener als Erklärer und Dollmetsch zur Seite blieb; nur jener, dessen geläufiges Deutsch dem Grafen aufgefallen war, entfernte sich vom Zuge nach den Rüst- und Ahnensälen.

Rasch war er durch das hohe Portal des Schlosses

verschwunden und eilte nun den hohen Berg hinab, dem am Fuße desselben liegenden Dorfe zu. Hier eilte er durch mehrere Dorfgassen und blieb endlich vor einem niedrigen Hause mit weit überragendem Dache stehen — über das Geländer des kleinen Gartens lugend, der an das Gebäude anstieß.

Im Grase des Gartens sah er ein Kind spielen; eine junge Frau saß beaufsichtigend daneben. Der Soldat rief ihr einen Gruß in deutscher Sprache zu. Die Frau, die ihn anfänglich nicht bemerkt, erschrak und machte eine Bewegung, als wolle sie das Kind aufheben und in's Haus eilen.

Der Soldat verstand diese Bewegungen recht wohl, und bat zu bleiben, indem er ihr zurief, daß sie nichts zu fürchten habe.

Jetzt wurde die Frau muthvoller und konnte sogar schon, ohne zu erschrecken, den Soldaten betrachten, dessen Gesicht von einer langen Dienstzeit sprach.

Da die Conversation, die der Franzose anzuspinnen versuchte, durch die Entfernung allzusehr erschwert wurde, kam jetzt sogar die Frau mit dem Kinde der Planke näher, über welche jener hinweg in den Garten schauete.

Das Neue und Seltene, wenn der erste Eindruck des Entsetzens oder Fürchtens nur einmal überwunden ist, übt einen so eigenthümlichen Zauber der Anziehung, daß er Alles, was dieser Anziehung entgegen=

steht, zerstreut und wegfegt, um das Interesse ungestört und ungeschwächt zu machen.

Wie einmal die Frau die ersten Eindrücke überwunden, da stand sie auch schon, das Kind auf dem Arme, an der Planke und gab dem Franzosen Antwort auf seine Fragen.

Das kleine Häuschen hatte für ihn etwas so Rührendes, sagte er, weil seine Eltern tief in Frankreich drinnen ganz ein ähnliches besessen. Zur Zeit der Revolution habe er Soldat werden müssen und sei es geblieben. Sein Vater habe in dem kleinen Häuschen das Stellmachergewerk getrieben. Jetzt sei dieser todt und die Mutter auch und Geschwister habe er nicht, drum stehe das Häuschen jetzt leer.

Diese herausfordernde Offenheit des Soldaten blieb nicht ohne Wirkung; die Frau erzählte die Geschichte des kleinen Hauses, in welchem einst auch ein Stellmacher gewohnt, mit breitester Umständlichkeit. Das kleine Haus war von den Eltern ihres Mannes, der es zur Schmiede eingerichtet, im öffentlichen Ausgebote erstanden worden. „Die es früher besessen leben Beide wohl nicht mehr,“ schloß sie ihre Erzählung; „die Frau schon gewiß nicht, die liegt auf dem Friedhof unter dem Granitblock, den die selige Gräfin ihr hat setzen lassen, und der Mann ist verschollen und vielleicht in der Fremde gestorben. Kein Mensch hat wieder von ihm gehört.“

Der Soldat machte eine Bewegung des Kopfes,

als stimme er der Vermuthung der Frau wegen des in der Fremde verstorbenen ehemaligen Besitzers ihres Hauses bei; dann verabschiedete er sich mit auffallender Plötzlichkeit und eilte in eine querführende Dorfgasse, die ihn den Blicken der ihm nachschauenden Frau entzog.

Er nahm seinen Weg nach dem Friedhofe, der wie ein Garten die Kirche umgrenzte. Kirche und Friedhof lagen auf einer Anhöhe und überragten die Häuser des Dorfes. Man konnte schon von weitem die weiße Kirchhofmauer sehen, über welche hinweg die symbolische Trauerbirke und Thränenweide ihre langen Zweige senkten.

Der Soldat trat durch die schmale Pforte auf den Friedhof ein, schien aber unangenehm überrascht, als er sich nicht allein fand. Ueber die bewachsensten Gräber lag Wäsche zur Bleiche ausgespannt, in den mit Kies bestreuten Gängen und zwischen neu aufgeworfenen Grabhügeln spielten Kinder, — und jener grüne Platz, der noch seiner Bestimmung wartete, im Hintergrunde des Friedhofes, wurde von den Ziegen des Todtengräbers abgeweidet.

Ohne Zweifel fühlte sich der Soldat in jenen Empfindungen verletzt, die er mit zur Stelle gebracht hatte. Wahrscheinlich suchte er hier Stille und tiefe, betrachtende Ruhe und fand auch hier die Stätte der Werkeltägigkeit aufgeschlagen! — Rasch durchschritt er einige Gänge des Friedhofes, dabei flüchtig aber for=

scheud die Denkmäler betrachtend, die hinterlassene Liebe oder — Eitelkeit den Gestorbenen, gesetzt — da traf sein Blick auf eine Birke mit silberschimmerndem Stamme, die mit ihren schlanken Zweigen sich zu einem Granitblocke niederbeugte.

Gefesselt von diesem einfachen aber sinnig schönen Denkmal der Liebe einer Todten gesetzt, blieb der Krieger stehen. Sein gefurchtes Antlitz sah ernst, fast schmerzlich aus. Im Anblicke des Densteines versunken, auf dem nichts weiter als ein Name: Marie — Bernard — zu lesen war, hatten sich seine Hände unwillkürlich gefaltet, wie zum Gebet.

So stand er eine Weile, wie der Gegenwart nicht mehr angehörig. Sein Geist schien hinweggeeilt, vielleicht in die ferne Heimath, wo ein ähnliches Grabmal tieferes Interesse für ihn hatte; vielleicht auch weilte es auf dem Schlachtfelde von Wagram, und er sah im Geiste schon den von der Geschichte aufgerichteten Granitblock zum Gedächtniß von so vielen Tausenden, die trauriges Zeugniß für den Standpunkt ablegten, auf welchem Herrscher und Beherrschte im neunzehnten Jahrhunderte noch standen.

Der fremde Krieger an einem Grabe mußte auffallen. Als der Soldat mit tiefem Seufzer wieder wie zu sich selbst kam, sah er sich beobachtet. Die Frauen hatten ihre ausgebreitete Wäsche, die Kinder ihre Spiele verlassen, waren zaghaft neugierig näher getreten und schaueten mit neuerregtem Interesse nach

dem Grabsteine und der Trauerbirke der langvergessnen Maria.

Unmuthig wendete sich der Soldat von dem Grabe hinweg und verließ den Kirchhof; nicht mehr gewahrend, wie man jetzt dem Steinblock näher trat, mit dem Interesse eines Hyroglyphenforschers am eingehauenen Namen hing und sich mit seltsamen Ausschmückungen die Geschichte der todten Maria erzählte.

Auf dem Schlosse war es plötzlich wie mitternächtig gespenstig geworden; wie bleiche Schatten huschten die Diener umher; aus einer Thüre verschwand es heimlich leise in die andere, und suchte zu vermeiden, daß nicht die alten Angeln knarrten; ernst und bleich standen im Zimmer der Baronin diese und der Graf bei der ohnmächtig in einem Lehnsessel liegenden Louise.

Jetzt, nachdem die Waffenruhe eingetreten und der Waffenstillstand proklamirt worden war, hatte man Zeit gefunden, die lange traurige Liste der Gebliebenen anzufertigen . . . . Der Name Gottward's war mit darauf gesetzt worden.

Für den Grafen war der Tod Gottward's ein Verlust, und zwar ein großer. Wie er es mit ihm vor hatte, daran knüpfte sich zugleich für ihn die letzte Hoffnung, seinen Besitzungen einen Erben zu

hinterlassen. — Nun war auch diese Hoffnung verschwunden und er theilte deshalb um so inniger den Schmerz Louisens, der die lange, gedruckte Todtenliste in die Hände gefallen war und deren von schmerzlichen Ahnungen geschärftes Auge den ihr theuern Namen nur zu bald herausgefunden hatte.

Der Schmerz und die Trauer des Grafen und Louisens, sowie der Baronin theilten sich der Umgebung mit; und wer auch mit dem Gemüthe sich nicht daran betheiligte, fühlte doch, daß der Schmerz in seiner Nähe war, daß die bleichen Gesichter unangenehm auf das Auge wirkten.

Wie eine welke Blüthe, von welcher Duft und Farbe abgestreift ist, erschien Louise. Die Ohnmacht endigte zwar mit dem Leben, dem sie zurückgegeben war, aber mitten in diesem Leben hatte das Schicksal ein Grab gegraben und Alles dahineingesenkt, was die Erde Schönes, Heiteres, Beglückendes und Hoffnungsvolles für Louisen hatte.

Wie eine Sagengestalt der alten Veste glitt Louise trauernd stumm durch die weiten Räume derselben; die Grüße, die freundlichen Geberden der Theilnahme, das gefällige dienstbare Zuvorkommen, durch welches man theilnehmendes Verständniß auszusprechen strebte, erwiderte sie nur mit einem schmerzlichen Lächeln.

Sie besuchte jetzt oft den langen, hohen Saal, von dessen Wänden und Säulen aus breiten Goldrahmen heraus die Geschichte des Hauses aus den

Mienen und Zügen der Ahnen schauete, deren Portraits in chronologischer Ordnung hier aufgehangen waren. — War es, um die Geschichte des Hauses mit ihren Thaten und — Opfern recht auf sich wirken zu lassen, oder suchte Louise in den Zügen der Frauen ein in seinem Eindrucke gleich herbes Schicksal — immer, wenn sie den Saal — dessen Thüre um ihretwillen jetzt offen gelassen wurde — betreten, wandelte sie von Bild zu Bild, in das Anschauen eines Jeden sich verlierend, bis sie zum letzten kam, bei dem sie still stand, in dessen Anblick sie schmerzvoll träumerisch sich verlor, bis es lebensvoll aus dem Rahmen trat und sie die Arme ausbreitete und ihm entgegenstürzte mit dem Rufe: „Gottward! Ein einziges Wort nur! Ein Zeichen, daß Du lebst!“ – und die Gestalt wieder zurücktrat in ihren Rahmen, und Louise weinend in die Kniee sank.

Der Graf hatte diese heimlichen Gänge ihr abgelauscht und folgte ihr — besorgt, daß ihr etwas zustoßen könne, — ohne sich es merken zu lassen. Der Graf liebte jetzt Louisen um des Antheils willen, den sie an Gottward hatte und den auch der Graf jetzt liebte, wie eine — untergegangene Hoffnung.

Inzwischen hatte der französische Soldat, der statt den Ahnensaal in seltsamer Laune lieber den Friedhof besucht hatte, von seinen Kameraden so viel über den Ahnensaal und die darin aufgestellten Porträts hören müssen, daß am Ende doch ein lebhaftes Interesse

in ihm rege ward, die aufgestellten Bilder ebenfalls in Augenschein nehmen zu wollen. Unbemerkt von den Kameraden machte er sich auf den Weg zu dem Saale, dessen Lage von dem öftern Erzählen ihm nicht ganz fremd war; leise schlich er durch die langen, dunkeln Gänge und fand die Thüre des Saales nur angelehnt.

Er trat ein, die Thüre wieder hinter sich anziehend.

Die großen Bilder mit den breiten Goldrahmen, deren Restauration ein Kenner bald herausgefunden haben würde, die lebensgroßen, ritterlichen Gestalten, in deren Costüm schon sich die verschiedenen Zeitalter abspiegelten, die Altehrwürdigkeit des riesigen Saales mit seiner architektonischen Pracht und seiner fast feierlichen Stille — das Alles konnte nicht ohne Eindruck auf den Krieger bleiben. Er fühlte sich wie in einer fernen Zeit, wie in einem jener Wunderreiche der Sagen, jenen verzauberten Schlössern, von denen die Märchen uns erzählen.

Er hatte noch gar nicht in's Einzelne eingehen, in eines oder das andere Bild sich noch gar nicht vertiefen können — er fühlte sich noch wie gehalten und gefesselt vom Eindruck des Ganzen, — da öffnete sich die Thüre und, wie um den Zauber zu vollenden, leise, fast unhörbar trat eine weibliche Gestalt ein.

Der Soldat schrack zurück und flüchtete hinter eines

der großen, an den Säulen befestigten und bis zur Erde reichenden Bilder.

Die eintretende, in tiefstes Schwarz gehüllte Gestalt schien die Anwesenheit eines Zweiten nicht bemerkt zu haben. Sie durchschritt den Saal von Bild zu Bild, vor jedem blieb sie stehen, jedem Bilde wußte sie gleichsam — so erschien es dem Soldaten — ein lautloses Wort, einen stummen Gedanken zuzuflüstern. Zuletzt blieb sie an einem Bilde wie an einem erreichten Ziele still halten. Hier sah der Krieger, daß ihr Auge feuchten Glanz erhielt, daß ihr Blick sich wie in verklärter Sehnsucht hob, daß ein wundersames Lächeln um den Mund einen unendlichen Schmerz und unendlichen Trost: ein innig überzeugtes „Bald bin ich bei Dir!" ausdrückte. Jetzt breitete die Gestalt, deren weißes, bleiches Antlitz von goldblondem Haar umrahmt wurde, das mit der dunkeln Kleidung außerordentlich schön kontrastirte, die Arme aus, jetzt sank sie, wie einer lebendigen Erscheinung entgegen und — in die Kniee.

Der Krieger, erschüttert von diesem Anblicke, glaubte helfen, unterstützen zu müssen, und eilte aus seinem Verstecke hervor. — Plötzlich stockte sein Fuß, sein Blick floh wie vor einer gespenstigen Erscheinung angstvoll zurück; über seine Lippen drängte sich ein bebendes „Gott! Gott!"

Durch diesen Laut aufgeschreckt, blickte Louise hinter

sich; als sie den Soldaten gewahrte, schrie sie furchtsam auf.

Eben wollte dieser ein entschuldigendes und zugleich beruhigendes Wort stammeln, da öffnete sich auch schon die Saalthüre und der Graf trat ein. — Louise eilte, wie Schutz suchend, auf ihn zu.

Der Soldat stand stumm und verlegen. Ihm gegenüber befand sich das Bild Gottward's. Wie festgehalten von diesem Bilde mußte sein davon immer wieder sich abwendender Blick doch auf's Neue wieder zurückkehren.

Der Graf betrachtete den Soldaten schweigend. Gerade dieses Schweigen aber hatte etwas zum Sprechen Aufforderndes, Zwingendes.

Der Soldat zeigte halb widerwillig hingewendet, halb sich den Blick hinweg zwingend, auf das Bild, und fragte kurz, angestrengt: „Wer? Wer?"

„Mein Sohn! der Bräutigam dieser Dame," entgegnete der Graf langsam, mit Nachdruck und wie von einer unheimlichen Ahnung durchschauert.

Der Soldat erbleichte wie zum Tode, sein Blick verglas'te sich, um seinen Mund zuckte es, seine Kniee droheten zusammenzubrechen.

So stand er eine lange Weile in sichtlich innerer Aufregung. Die krampfhaft geballte Faust legte sich auf's Herz, wie um den starken Schlag desselben niederzuhalten. Dann plötzlich wendete er sich, stürzte

auf Louisen zu, die erschrocken zurückwich, und sich ihr zu Füßen werfend, rief er mit dem hörbaren Tone innerer Angst und Bangigkeit: „Ich! Ich! — Vergebung dem, der ihn besiegte!“ ....

Louise stieß einen lauten Schrei aus und verhüllte ihr Antlitz am Busen des Grafen; dieser wich selbst wie vor diesem Bekenntnisse zurück und streckte ihm abwehrend die eine, freie Hand entgegen.

„Unglücklicher!“ rief er. „Dieser Mord ...!“

„Mord?!“ wiederholte der Soldat, und das Gefühl, in seinem Rechte gewesen zu sein, als er den Sohn, den Bräutigam opferte, schien alle anderen Gefühle zu überwinden. Er erhob sich aus seiner knieenden Stellung und wollte seine Handlung eben rechtfertigen, als der Graf ihm zuwinkte, zu schweigen und mit sprechender Geberde auf Louisen deutete, deren schon still gewordener Schmerz durch den stattgefundenen Auftritt erregt, wieder laut zu werden drohete.

„Kommen Sie, mein liebes Kind!“ bat der Graf. „Wir Alle haben verloren. Aber wir finden uns gegenseitig in dem Andenken an ihn, — sein Gedächtniß ist in unser Aller Herzen aufgerichtet. Er lebt fort, für unsere Liebe, wie für unsere Hoffnungen.“

Er führte Louisen ab, die schweigend und thränenlos an seinem Arme hing und deren Cultus des Schmerzes durch dieses Ereigniß gestört worden war. Der Graf übergab das Mädchen seiner Schwester,

die von dem Vorgefallenen keine Ahnung hatte, und über den Zustand, in welchem sie Louisen erblickte, erschrak. — Der Graf erklärte mit wenig Worten und bat vor allen Dingen für Louisen um Ruhe. — Er selbst fand am Gerathensten, die Frauen allein zu lassen, die in solcher Situation des Herzens einander am Besten verstehen.

Als er auf dem Wege nach seinem Zimmer an dem Ahnensaale vorüber ging, fand er die Thüre desselben offen. Er warf einen Blick in den Saal und sah, wie der Soldat noch vor dem Bilde Gottward's stand, aber nicht dasselbe betrachtend, sondern den Blick am Boden geheftet, in tiefe Gedanken verloren schien.

Der Graf trat ein.

Das Knarren der Thüre, der hörbare Schritt des Eintretenden weckten den Versunkenen, er blickte auf; beim Anblick des Grafen schien es in ihm ruhiger, leichter zu werden.

„Herr Graf,“ sagte er in jenem, vom Accent des Fremdländischen ein wenig berührten Deutsch, „Sie sprachen vorhin ein Wort, ein fürchterliches entsetzliches Wort aus! Ich habe darüber nachgedacht, ob es auf mich paßt . . .“

„Welches Wort?“ fragte der Graf.

„Mörder!“ stieß der Soldat mit Anstrengung heraus und sichtbar zitterten die Lippen dem Worte nach. — Mit Mühe sich sammelnd, fuhr er dann

fort: „Ich verdiene das Wort nicht; war nicht Mörder, als ich mein Bajonet Ihrem Sohne in den Leib stieß!“ —

Der Graf machte eine Bewegung, als wolle er auf den Soldaten zustürzen und Rache nehmen für den Tod seines Sohnes; dieser hielt aber ruhig Stand und gemahnte auf solche Weise den Grafen zur Fassung.

„Ich bin kein Gelehrter, Herr Graf,“ fuhr der Soldat fort, „kein Mensch des privilegirten Gedankens; was ich mir eben an Gedanken herausgefunden, das sind die langen Schweife der Thatsachen, das ist, was das Nachregnen nach einem Gewitter. Die That an der Spitze, so zieht die Reflexion ein und garnisonirt als Weisheit — hätt' ich nicht ihn, so hätt' er mich getödtet; indem ich mordete, hielt ich ihn von einem Morde zurück und übte zugleich Nothwehr. — Seit ich weiß, daß ich Sohn und Bräutigam erschlagen, und die Verwüstungen gesehen, die ich hier angerichtet, ist's anders in mir geworden und meine Gedanken und Empfindungen sind gar nicht mehr wie früher. — Es ist möglich, daß mich der Kaiser für diesen Mord mit dem Kreuze decorirt — ich aber fühl' es, ich könnt's nicht tragen. — Auch daß die Menschen so tigerartig sich zerfleischen können, das fand ich früher so natürlich und jetzt so entsetzlich, daß — daß —“

Er hielt inne. Es schien, als ob er mit seinen

Gedanken ablenken wolle auf andern Weg, und die rechte Weise zu lenken, nicht finden könne.

„Sprechen Sie!" sagte der Graf auffordernd.

„Ich bin das Kriegsleben müde geworden, plötzlich, seit vor wenig Minuten," begann der Soldat auf's Neue. „Die Gedanken sind mir so plötzlich gekommen, wie der Muth plötzlich gewichen ist. Ich kann nicht länger Soldat sein! Ich will den Blutrock ausziehen, will friedlich werden! — Ich habe zu sühnen viel, unendlich viel. Ich habe mein Leben umzuarbeiten, zu keltern und zu klären — ach, es ist vieles Unreine darin."

„Sie sind — aus Frankreich?" frug der Graf den Soldaten, der sich in Empfindungen verlieren zu wollen schien, unterbrechend.

„Ich bin ein Deutscher," gestand dieser erröthend. „Meine Vergangenheit ist das Bild eines wüsten Lebens, eines verloren gegangenen bessern Selbsts. — Die französische Revolution hatte viel Anziehendes für mich. Die idealen Grundlagen, welche man der künftigen Gesellschaft zu geben versuchte, entsprachen meinen Ideen; die Brüderlichkeit kam meinen Verhältnissen sehr zu statten. — Ich eile nach Paris und komme noch eben zu recht, um Zeuge zu sein, wie Napoleon die Revolution niederwirft, und sich zum Dictator Frankreich's macht. — Der Mann übte auch auf mich einen Zauber, der unwiderstehlich war, seine Waffen sind siegreich, er ganz allein ist der Beherr=

scher Frankreich's, unter seiner Anführung siegen die Armeen, und arme, unbekannte Menschen hebt er aus dem Staube empor. „Jeder Soldat trägt den Marschallsstab in seiner Patrontasche," hatte er gesagt, darum ließ ich sie mir umhängen. Ich bin über die Alpen mit ihm gegangen, war an der Brücke von Arcole, bei Jena und Austerlitz...."

„Ein Deutscher!" rief der Graf vorwurfsvoll.

Der Soldat schwieg einen Augenblick verlegen, dann entgegnete er:

„Ich will den Vorwurf nicht ganz von mir abweisen; aber er trifft mich nicht in seiner ganzen Härte. — Ich bin zwar nicht Marschall geworden; dennoch behaupte ich, daß für den Deutschen die Gelegenheit, etwas zu werden, es zu etwas zu bringen, nur außerhalb — nicht innerhalb Deutschland's liegt. Viele Thatsachen, viele Erfahrungen sprechen dafür, daß wir unter einander uns selbst versäumen, uns misachten, uns aufopfern der Verehrung und dem Götzendienste des Fremden. — Und doch — doch! Im Widerspruche mit sich selbst besitzt der Deutsche eine Vaterlandsliebe, die etwas Verehrungswürdiges und Rührendes zugleich hat, und — in dieser Beziehung bin ich ein Deutscher geblieben: mein Herz gehört noch immer dem Vaterlande!"

Das Auge des Grafen ruhte forschend und zweifelnd auf dem Soldaten; ein schmerzliches Lächeln umzog seinen Mund, als er sagte: „Auch in dieser Uniform?"

„Ich ziehe sie aus," entgegnete der Soldat rasch und setzte langsamer, leise hinzu: „daß ich sie ausziehen kann, dazu, Herr Graf, sollen Sie mir verhelfen."

„Ich?" frug der Graf verwundert.

„Ich bin Ihr Unterthan gewesen, Herr Graf, bevor ich Deutschland verließ," sagte der Soldat; „Sie allein haben das Recht und die Macht, mich in den Verband der Unterthanenschaft wieder aufzunehmen; mir den Schutz und die Rechte Ihrer Unterthanen wieder zurückzugeben."

„Ich wüßte nicht, daß ich je gehört —" sagte der Graf nachdenkend. — „Ihr Name?"

„Joseph Bernard..."

Der Soldat konnte den Namen kaum aussprechen; denn schon war der Graf auf ihn zugestürzt, schon hatte er den Sprecher an der Brust gepackt und außer sich rief er ihm zu: „Bernard? ... Der Mann der Wittwe meines Bruders? ... Der ..."

„Derselbe, Herr Graf!" entgegnete der Soldat, ohne sich von der Hand des Grafen frei zu machen.

Dieser ließ von selbst von ihm ab; seine Arme sanken schlaff am Körper nieder; sein Antlitz ward todtenbleich.

„Unglücklicher!" sagte er dann tonlos. „Den Du ermordetest, — sieh hin — er war Dein Sohn!"

Der Graf durfte jetzt offener sein, durfte dem Erbleichenden und erschrocken Zurückbebenden das furchtbare Räthsel: der Vater hat den Sohn gemordet, lösen. Es war ein langer, heißer Kampf gewesen zwischen Beiden, darum hatte sich das jugendliche Antlitz des Unterliegenden so fest dem Gedächtniß des Siegenden eingeprägt.

Der Soldat stand nach der kurzen, mit fliegendem Athem gegebenen Erklärung des Grafen niedergeschmettert und vernichtet. Er konnte nicht sprechen und nicht weinen. Sein Schmerz rang nach einem Aufschrei, aber die Natur versagte ihren Dienst. Sein Herz drohete zu zerspringen, er riß die Uniform auf, er drückte die geballten Fäuste auf die nackte Brust; die Lippen öffneten sich weit, um „Mord, Mord!" laut auszuschreien, doch der Laut versagte; sein Körper litt unter convulsivischen Bewegungen.

Der Graf betrachtete den Unglücklichen mit Theilnahme, als dieser nach Athem, nach Luft rang, und unter all=endlich hervorbrechenden Thränen ausrief: „Gott! Gott! Barmherzigkeit!" und kraftlos in die Kniee sank....

Als er wieder zu sich selbst kam, geschah es nur, um des Furchtbaren, des Entsetzlichen dieses Ereignisses sich immer bewußter zu werden. Der Unglückliche fand, wohin immer er sich mit seinem Geiste wendete, keinen Trost, denn der Gedanke, der ihm Trost hätte sein können, daß er nicht vorsätzlich,

nicht für sich gehandelt, lastete nur schwerer auf, statt beruhigend zu erleichtern, da die Vorstellung — im Auftrag morden, im — Auftrag Menschen würgen, ihn mit Geringschätzung, mit Abscheu vor sich selbst erfüllte.

Schweigend entfernte er sich und ließ den Grafen, besorgt um seinen Zustand, unruhig zurück. Das finstere, brütende Schweigen des Unglücklichen hatte etwas Ergreifenderes noch, als selbst der lauteste Ausschrei der Verzweiflung. Dieses Schweigen lag wie ein schwarzer Schleier über den Gedanken und Entschlüssen des Unglücklichen gebreitet, die sich ungesehen darunter fertig machten.

Der Graf gab Auftrag, ihn zu beobachten. Nach Allem, was man an ihm wahrnahm, schien er mit seinem Entschlusse noch nicht fertig. Als er vom Grafen zurückkam, hatte er das Zimmer aufgesucht, das er mit seinen Kameraden theilte. Hier hatte er sich an das Fenster gesetzt, das den Blick auf das Dorf bot. Den Kopf in die Hand gestützt, saß er den ganzen Tag schweigsam und ohne sich zu regen. Nur dann und wann warf er einen Blick auf sein Gewehr, das in der geraden Richtung seines Auges in einem Winkel lag. In seinen Blicken lag dann ein plötzliches, unheimliches Feuer, das indeß wieder verlosch. Der Mittag ging vorüber, ohne daß er an der aufgetragenen Mahlzeit Theil nahm.

Seinen Kameraden mußte das seltsame Benehmen

auffallen. Daß er nicht an der Mittagstafel sich betheiligte, die aus der gräflichen Küche besetzt ward, mußte Allen unbegreiflich erscheinen. Man drang theilnehmend in ihn, zu entdecken, was ihm fehle, nicht wissend, daß man dadurch nur seine Qual vergrößerte und ihm die Abwehr dieser Theilnahme schwer sein mußte.

Als es zu dämmern begann, richtete er sich langsam auf, griff nach seiner Mütze und verließ das Zimmer. Mit langsamen Schritten, noch immer an einem nicht fertig werden wollenden Entschlusse arbeitend, ging er den Berg hinab, dem Dorfe zu. Als er, indem er durch das Dorf ging, an dem Hause vorüber kam, das er früher besessen, blieb er wie gestern stehen. Der Eindruck heute schien aber ein ungleich anderer heftigerer zu sein, als gestern. Denn nicht lange hatte er gestanden, da zuckte es krampfhaft im Gesichte; die Lippen fest auf einander beißend, eilte er hinweg, dem nahen Kirchhofe zu.

Tiefe Stille lagerte schon auf den Fluren; von den Feldern und Wiesen kehrte man heimwärts; die Dorfbewohner eilten ihren Häusern zu und hier und da schlug schon ein wachsamer Hofhund an. —

Bernard war aus seiner leidenschaftlichen Eile plötzlich wieder in die brütende Langsamkeit versunken. Er schien die Ruhe um sich her wie nur um ihres Contrastes willen nachempfinden zu wollen; er betrachtete die Heimkehrenden, die zu ihrem häuslichen Heerd

Ziehenden, nur um sich's recht fühlbar zu machen, daß er den seinigen sich selbst zerstört; er blieb vor dem hin und wieder sich schon erhellenden Fenster stehen, um das trauliche Licht in sein verödetes Innere leuchten zu lassen.

So erreichte er den Friedhof. Die kleine Pforte war noch offen. Er hatte nicht daran gedacht, daß diese verschlossen werden könne. Aus den Fenstern im Hause des Todtengräbers drang das Licht auf den Friedhof und beleuchtete die Leichensteine und die silberfarbigen Stämme der Trauerbirken, so daß diese unheimlich glänzten. Das Grab seiner Marie lag hinter Cypressenbäumen im Dunkeln. Er wollt' es noch einmal sehen; wollte hier eine Entschließung reifen lassen und wenn sie reif war — von der Todten Abschied nehmen. — Er hatte es bald gefunden. Erschrocken aber bebte er zurück, denn auf dem granitnen Würfel saß eine wie aus dunkeln Dämmerungsschatten gewobene Gestalt.

Bernard blieb regungslos stehen, wie erwartend, daß die Gestalt, deren Umrisse sich in der Dunkelheit nicht näher erkennen ließen, aufstehen und ihm den Platz auf dem Grabe Mariens überlassen werde. Als die Gestalt sich jedoch weder regte noch rührte, trat er näher.

„Mein ist das Grab!" sagte er. „Nur ich habe ein Recht daran. Was suchen Sie hier?

Die sitzende Gestalt hob den Kopf und schien eben

antworten zu wollen, als aus der Wohnung des Todtengräbers heraustönende weibliche Klagetöne die Aufmersamkeit auf sich zogen. Der Soldat wie die auf dem Grabe sitzende Gestalt horchten jetzt dahin.

Das weibliche Klagen dauerte fort, dann und wann von dem Zwischenreden einer männlichen Stimme unterbrochen. Wie von einem Gedanken erfaßt, der Beiden kam, ohne daß man ihn vorher besprochen, wollten Beide auf das Haus zugehen — die auf dem Grabe gesessene Gestalt hatte sich bereits erhoben — als die Thüre der Todtengräberwohnung sich öffnete und zwei Männer aus dem Hause heraustraten. Beide schritten auf das noch offenstehende Pförtchen des Kirchhofes zu. Dicht an diesem blieben sie stehen.

„Gute Nacht, Stephan!" sagte jetzt der Mann, an dessen Stimme man den Sprecher erkennen konnte, der vorhin die weiblichen Klagelaute unterbrochen hatte. „Schließt hinter mir das Pförtchen ab und laßt sie noch ein wenig in's Freie. Der Abend ist mild. Die Stille der Nacht, die Gräber werden vortheilhaft auf ihr Gemüth einwirken, hoff' ich! Das Weltkind kann sich noch immer nicht an ihre himmlische Bestimmung gewöhnen."

„Die Andere ist gläubiger," schaltete der Zweite ein.

„Auf sie kommt nichts an," meinte der erste Sprecher. „Sie muß gehütet werden, damit ihr Glaube nicht gar zum Verräther wird. — Die Wege

sind jetzt unsicher. Ueberall feindliche Trupps, Soldaten des Atheisten, des Christusleugners, der selbst des heiligen Vaters nicht schonte. Sobald die Wege durch den Frieden — der nahe bevorstehen soll — gesichert sind, bring' ich sie in's Kloster. Dort ist sie sicher. — Ihr, Stephan, werdet dann für Eure Wachsamkeit und Verschwiegenheit belohnt werden. — Die heiligen Zwecke der Kirche verlangen oft außerordentliche Mittel. — Gedenket des Eides, den Ihr auf den heiligen Leib des Herrn geschworen!"

„Ich gedenke!" versetzte der Andere mit feierlicher Stimme.

Der Erstere wiederholte sein „Gute Nacht!" und verschwand durch das Pförtchen des Friedhofs, das sich hinter ihm schloß.

Der Todtengräber ging in sein Haus zurück. Bernard befand sich wieder mit dem Unbekannten allein.

Beide beharrten auf dem eingenommenen Platze, von wo aus sie die Scene beobachtet, die am Pförtchen geführte Unterhaltung — das Grab Mariens war in der Nähe des Pförtchens — gehört. Beide schwiegen, aber Eines wendete sich dem Andern zu, als wolle es trotz der Dunkelheit in den Zügen des Andern die Bestätigung seiner eignen Gedanken lesen.

Inzwischen hatte sich die Todtengräberwohnung wieder geöffnet; eine kleine Laterne in der Hand trat

derselbe Mann wieder heraus, der dem Abgehenden vorhin das Geleit bis an's Pförtchen gegeben hatte, und in welchem die beiden nächtlichen Friedhofsbesucher den Todtengräber muthmaßten. Hinter ihm traten zwei Frauen aus dem Hause.

Das Licht der kleinen Handlaterne, das bestimmt war, den zwischen den Gräbern hinführenden schmalen Weg zu erleuchten, warf zugleich seinen Schein auf die Gesichter der dem voranschreitenden Todtengräber hinterdrein wandelnden Frauen, aber doch noch so unbestimmt, doch noch so matt, daß sich die Formen derselben nicht erkennen ließen.

Der Todtengräber schien den breiten, über den Friedhof führenden Hauptweg für die nächtliche Promenade wählen zu wollen, vielleicht weil er bei dem ungewissen Lichte der Laterne der sicherste war; aber die eine weibliche Gestalt schien von dem Wege ab der Stelle sich zuzuwenden, wo die beiden nächtlichen Besucher mit angehaltnem Athem erwartungsvoll der Dinge harrten, die sich noch ereignen konnten.

„Nicht doch!" rief der Mann mit der Laterne. „Hier ist der Weg bequem, dorthin stürzt man über Gräber."

„Warum nicht hinein!" entgegnete die weibliche Gestalt mit einer Stimme, die schmerzlich zerrissen klang. — „Ich gehe zum Grabe, — über Gräber in's Grab, so schreitet der menschliche Fuß."

Sie bog in der That in den schmalen zwischen

einander gegenüberliegenden Gräbern hinführenden Seitenweg ein, und kam so den am Grabe Mariens Harrenden näher. Der Todtengräber, der die Mission der Bewachung übernommen zu haben schien, und im Anfange mit seinem Lichte voraus gewesen, war jetzt hinterdrein. Das Antlitz der Frauengestalt war wieder unerkennbar in Schatten gehüllt.

Sie war dem Orte, wo Bernard mit dem Unbekannten stand, näher gekommen, ohne deren Dasein zu bemerken, als sie plötzlich mit dem lauten Rufe: „Ein Mensch!" wie angewurzelt stehen blieb.

Der Todtengräber, der einige Schritte hinter ihr war, sprang entsetzt herbei, um sich zu überzeugen, ob der laute Ruf Wahrheit enthalte oder nur dem Erschrecken einer beirrten Phantasie entsprungen sei. Das Licht der Laterne fiel jetzt voll auf das Antlitz der Frauengestalt.

„Mascinska!" rief jetzt der schweigsame und unbekannte Gesellschafter Bernard's und stürzte aus dem Dunkel der Cypressenbäume, mit welchen die Nachbargräber Mariens umpflanzt waren, auf die weibliche Gestalt zu.

Nun ebenfalls von dem, jetzt freilich unruhigen Lichte beleuchtet, das in der Hand des Todtengräbers zitterte, erkannte man in ihm einen Menschen, dessen Leben der Selbstschau gewidmet ist. Sein Gewand war das eines Klausners, wie sie zu Anfang unsres Jahrhunderts Oesterreich, Italien und Spanien noch

aufzuweisen hatte. Selbst der unter Pius VI. wieder in's Leben gerufene Jesuitismus verschmähete damals dieses Gewand nicht, unter welchem er als Wunderthäter einen nicht geringen Einfluß auf die ländliche Bevölkerung übte, in deren Nähe er sich mit seiner gottseligen Weltverleugnung aufthat.

Wirklich war es Mascinska, die Pater Joseph in ein Kloster hatte bringen wollen; aber aufgehalten von den feindlichen Truppen, die außer der großen Heeresmasse, welche den Oesterreichern bei Aspern und Wagram gegenüber gestanden, noch in einer Reihe einzelner Korps bestanden, deren Aufgabe es war, Recognoscirungen in größern räumlichen Umfängen zu machen, hatte er mit Mascinska wieder umkehren müssen.

Ganz offenbar war es ihm um das Vermögen zu thun, das Mascinska von ihrer Mutter erblich zu erhalten hatte und das er nach der jesuitischen Phrase: „Alles zur größeren Ehre Gottes!“ schon im Voraus diesem Zwecke gewidmet haben mochte. Zwar hatte der Graf das gebrochene Beichtsiegel schon bezahlt; aber der Pater hatte, als er es brach, sich einen größern Lohn und einen bedeutenderen Einfluß auf den Grafen und dessen Angelegenheiten versprochen. Daß er sich in beiden Voraussetzungen getäuscht sah, brachte ihn gegen den Grafen auf, und die Entführung Mascinska's war neben berechnender Klugheit auch ein Act der Rache.

In seinem Hause Verrath fürchtend, war der Todtengräber von ihm zur Vertrauensperson erhoben und des Wächteramtes gewürdiget worden. Die einsame Lage des Friedhofes, die Bauart des Hauses, in welchem der Todtengräber wohnte, das einen engen, durch eine hohe Mauer vollendeten Hof hatte, nach welchem die vor jedem Späherblicke geschützten Fenster eines kleinen Stübchens führten, eignete sich ganz dazu, Mascinska dem Auge der Welt zu verbergen, bis die Sicherheit der Straßen gestattete, das Mädchen dem Orte seiner Bestimmung — dem Kloster zuzuführen.

Ein Schwur auf die Hostie, „den wahren Leib des Herrn" hatte den Todtengräber im Voraus willenlos gemacht, auf den Fall hin, daß spätere Reflexionen ihn zu anderen Gedanken brachten....

Aber auch Bernard stutzte, als er näher hinzutretend, das vom Lichte der Handlaterne des Todtengräbers voll erleuchtete Antlitz Mascinska's sah. — Es kam ihn wie eine Erinnerung über, die sein Herz heftig bewegte. Er strich mit der flachen Hand über die Stirn, als könne er damit die Nebel wegwischen, die auf dem Bilde lagen, das jetzt in seinem Gedächtnisse aufstieg.

Der Andere hatte unterdeß die Hand Mascinska's ergriffen, die er festhielt.

„Komm mit mir!" sagte er. „Ich führe Dich! — Der Pater hat es übel mit Dir vor, ich weiß es!

Dein junges Leben aber gehört der Welt und nicht dem Kloster! — Komm, mein Kind! Ich suche Dir einen Freund, einen Beschützer!"

„Wen?" fragte das Mädchen.

Der Klausner bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er:

„Den Gebieter dieser Herrschaft, den Grafen Eggenhof."

Mascinska schien bei Nennung dieses Namens wie electrisirt. Sie richtete sich auf und ihr Auge erglänzte freudig.

„Ich folge," sagte sie, „aber nicht ohne meinen Großvater."

Der Todtengräber war bei Nennung des Grafen sichtlich erschrocken; die Laterne schwankte in seiner zitternden Hand. Er blickte sich scheu um, als wolle er erspähen, ob Flucht möglich sei, aber der Gedanke, daß jegliche Flucht ganz ziel= und zwecklos sei, hielt ihn davon ab.

Bernard theilte seine Aufmerksamkeit zwischen ihm und Mascinska, deren Eindruck ihn noch lebhaft beschäftigte.

Die Begleiterin Mascinska's, Christine, ward kaum beachtet, und doch litt sie unter dem Auftritte gar sehr. Der Zusprache des Paters nachgebend, der ihre fromme Einfalt zu seinen Zwecken benutzte, kam sie jetzt mit dem Glauben, in welchem sie gehandelt in Widerstreit, der um so mehr zu unterliegen drohete,

als er nicht stark genug war, die Furcht vor dem Grafen, die sich jetzt Christinens bemächtigte, zu bannen.

Als Mascinska erklärte, nicht ohne ihren Großvater gehen zu wollen, bemerkte Bernard im Gesichte des Todtengräbers ein leises, tückisches Lächeln. Niemand konnte ihm zu dieser Scene einen Commentar geben; er verstand den Zusammenhang der Dinge noch durchaus nicht — aber ein instinctives Gefühl sagte Bernard, daß er zu mißtrauen habe, daß der Todtengräber in irgend welche Unthat mit verflochten sei.

Der Klausner hatte, als Mascinska von ihrem Vater sprach, rasch gefragt: „Wo? Wo?“ Man merkte ihm an, er wünschte die Scene rasch beendigt, als fürchte er, des Mädchens Rettung von hier könne noch an einem unberechneten Umstande scheitern.

Mascinska zeigte auf das Haus des Todtengräbers.

„Dort,“ sagte sie; „aber er ist krank,“ setzte sie mit einem Tone hinzu, der wie eine zerbrochene Hoffnung klang; „ich werde bei ihm bleiben müssen.“

Der Klausner blickte den Soldaten an, als wolle er ihn fragen: „Begleitest Du uns?“ Er schien im Gesicht desselben eine bejahende Antwort gelesen zu haben; denn nach einem nur augenblicklichen Schweigen forderte er Mascinska auf: „Führe uns zu ihm.“

Man wendete sich dem Hause des Todtengräbers zu. Willig ging dieser mit der leuchtenden Laterne

den Uebrigen voran. Christine, der man bis jetzt noch wenig mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als daß man sich von ihrer Anwesenheit überzeugt hatte, schloß den Zug.

Das Gesicht des voranleuchtenden Todtengräbers konnte jetzt für die ihm Folgenden nicht Gegenstand der Beobachtung mehr sein, sonst würde sie das kleine geschlitzte, aber wie in einem unheimlichen Feuer glühende Auge, der zum seltsamen Lächeln verzogene aufgeworfene Mund desselben erschreckt haben. In der breiten, markigen, von einem Wald aufwärts strebender Haare bedeckten Stirn hätte man den nistenden Gedanken bemerkt und ihm gemistraut.

Bald war man an dem Hause angelangt, dessen Thüre nur angelehnt war. Das Gebäude war von jener alterthümlichen Bauart, in welchen dem Flur räumlich so große Vorrechte vor den kleinen unregelmaßigen Zimmern einräumte. — Im Hause des Todtengräbers bildete der Flur zugleich den Aufbewahrungsort für Spaten, Schaufeln, Hacken u. s. w. zum Graben der Gräber.

Obwohl das Haus räumlich genug gewesen wäre, um für den Gehülfen ein Stübchen zum Wohnen zurecht zu machen, hatte dieser sich doch im Dorfe einmiethen müssen; das Gerücht, das leise von Mund zu Mund lief, begründete diesen Umstand mit aufgegrabenen Gräbern, zerbrochenen Särgen und beraubten Leichen. Man wollte dann und wann mitternächtig

ein bald wanderndes, bald ruhendes Licht auf dem Friedhofe wahrgenommen haben, und seltsamer Weise war der Glaube in den Umwohnenden an ruhelose, in schauerlicher Mitternacht umherwandernde Geister nicht so stark, daß er nicht einer rationelleren Deutung des wandelnden Lichtes Platz gemacht hätte.

Der Todtengräber ließ seine Begleiter eintreten und warf dann die Thüre krachend in's Schloß. Niemand dachte diesem Umstande weiter nach. Es lag etwas so Gewöhnliches, von dem Todtengräber vielleicht nur gewohnheitmäßig Geübtes darin, so daß dieser Thürverschluß nicht auffiel. Man erstieg eine schmale hölzerne Treppe und trat, nachdem man einen kurzen, schmalen Gang durchschritten, in ein der Treppe gegenüber liegendes kleines Zimmer.

Es war das Zimmer, in welchem Mascinska und Christine gefangen gehalten wurden, in welchem auch der Großvater Mascinska's lag. Dem geistigen Untergange des alten Mannes eilte auch der Körper rasch nach. Kaum war er sich seines Daseins noch bewußt. Sein Athmen, sein noch matt um sich blickendes Auge, und dann und wann schwer vernehmbare weil undeutlich gelispelte Wünsche gaben von seinem Leben noch Kunde.

Allen voran eilte Mascinska, nachdem man die Treppe erstiegen, über den kurzen Gang hin dem Zimmer zu. Sie stand schon am Bette des Großvaters, als die Andern das Zimmer betraten. Diese standen

still, wie um die rührend schöne Gruppe dargestellter Kinderliebe nicht zu stören.

In der Hülflosigkeit eines Kindes lag der alte Mann, fast ohne Regung. Der Klausner betrachtete ihn nachdenklich, wie über die Mittel sinnend, den Hülflosen hier fortzubringen. Dann suchte sein Blick den Soldaten.

Dieser war beim Eintritt in's Zimmer an der Eingangsthüre stehen geblieben. Er war hier fremd und mußte erst abwarten, welche Ursache seinem Hiersein noch gegeben würde. Diese Empfindung machte ihn verlegen. Auch trat in dem kleinen Zimmer, das von dem Lichte in der Laterne, die auf einen inmitten der Stube stehenden viereckigen, farblosen Tisch gesetzt worden war, matt erleuchtet wurde, die Gestalt Mascinska's in ihren Umrissen deutlicher vor sein Auge noch, als draußen auf dem Friedhofe geschehen. Erinnerungen an die Bilder der Vergangenheit traten vor seine Seele; Gestalten, die einer versunkenen und — überwundenen Zeit angehörten, die nicht der wilde, tosende Lärm des Krieges geweckt, erstanden in seinem Gedächtniß von ihrem langen Schlummer. Ihr Erwachen erschreckte ihn. Eine dieser Gestalten schien so eigenthümliche Verwandtschaft mit Mascinska zu haben, daß Bernard bei dieser Wahrnehmung erbleichte.

Jetzt winkte der Klausner ihn näher. — Um den Kranken von hier fortzubringen, blieb nichts übrig, als daß beide Männer am Bette, Einer oben, der

Andere unten anfaßte und man den darin Liegenden so forttrug. Die Frage Mascinska's: „Wohin?" hatte der Klausner schon mit: „Aufs Schloß!" beantwortet.

Bernard trat näher. Der Schein des Lichts fiel voll auf das Antlitz des Kranken, das den Anwesenden zugekehrt war. Sein Auge war offen. Er schien zu fühlen, daß etwas mit ihm vorgehen sollte, und schauete die Anwesenden fragend an. Die, wenn auch leisen, doch noch immer hörbaren Schritte des näher tretenden Bernard wendeten seine Aufmerksamkeit diesem zu. Aber kaum hatte er ihn bemerkt, als er anfing, unruhig zu werden. Plötzliche Seelenvorgänge schienen dem gebrochenen Körper neuen Halt und der welken Siechheit desselben neue Kraft zu geben. Wie widerstrebend fühlte er seinen Blick an die neue Erscheinung gefesselt. Halb verlangend, halb abwehrend, hob er die matten Arme. Er wendete sich; er strebte sich aufzurichten; er fuhr mit beiden Händen nach der Brust, wie, um einem allzuheftigen Pulsschlage Widerstand zu leisten.

Mascinska, von diesem Zustande des Kranken erschreckt, beugte sich, beruhigen wollend, über ihn. Auch Christine und der Klausner traten hinzu, um zu untersuchen, woher die plötzliche Erregung des Kranken komme. Niemand bemerkte, daß Bernard todtenbleich dicht neben ihnen stand, daß sein Auge auf den Kranken starrte, daß der Athem ihm ausblieb, bis er endlich mit feuch-

tem Auge, mit gehobenen Armen am Krankenbette niedersank und mit vor Rührung überwältigter, zitternder Stimme rief: „Vater! Vater meiner Marie!“

Ein Augenblick tiefsten, erschütterndsten Schweigens folgte dieser Scene. Alle standen wie bis zur Bewußtlosigkeit getroffen davon. Mascinska klammerte sich mit beiden Händen an den welken Arm des Großvaters, als könne sie dieser schützen vor dem, was für sie vielleicht noch Schreckliches und Unheimliches hinter dem Geständniß: „Vater!“ des Soldaten lag.

Der Kranke hatte sich ein Wenig erhoben; es mußte ihn eine seltene Kraft überkommen sein, daß er sich aufgerichtet und sich mit dem Arm auf den Schultern des Knieenden stützend, zu diesem niederbeugen konnte.

„Willst Du versöhnen?“ fragte er leise und mit der Langsamkeit, die zeigte, wie schwer ihm das Sprechen wurde.

Ein Thränenstrom entstürzte jetzt dem Auge des Kriegers; er legte das feuchte Antlitz in die abgemagerte Hand des Kranken und stammelte leise: „Ich will!“

„So schütze mir diese!“ sagte der Kranke und warf einen Blick auf Mascinska, die jetzt mit beiden Händen die Augen bedeckend, leise schluchzte. „Der Tod sitzt mir schon auf der Zunge, bald wird er mir das Herz zertreten; dann ist's vorüber!... Der Tod! Der Tod! Im Sterben sieht die Welt gar anders aus, als im Leben; da gehen uns erst die rechten

Gedanken auf! . . . Ich hätte anders mit dem Leben verfahren sollen; ich weiß: ein Erkennender fahr' ich in die Grube. Die Welt hat kein Herz für uns; wir sollten mit unserer Liebe eine weise Beschränkung üben . . . Schütze, behüte sie! . . . Marie ist todt! . . . Gute Nacht! Ich bin müde!" . . .

Er sank in's Kissen zurück. — Mascinska konnte den Ausbruch ihres Schmerzes nicht länger zurückhalten: sie sank am Bett nieder, vergrub ihr Haupt in's Kissen des Kranken, und den Arm über seine Brust gelegt, weinte sie laut.

Der Klausner stand sprachlos und betrachtete mit tiefem Ernste die Gruppe. Seine Gedanken mochten rührend wehmüthige sein, denn sein Auge feuchtete sich, und über sein Antlitz breitete sich jener eigenthümliche Ausdruck eines sich verklärenden Schmerzes ergebungsvoller Resignation.

Lange währte das tiefe, gedanken- und gefühlsreiche Schweigen, dann mahnte der Klausner zum Aufbruch.

Bernard erhob sich; als man jedoch Anstalt treffen wollte, den Kranken von hier fortzubringen, gewahrte man erst die Abwesenheit des Todtengräbers.

Die Scene von vorhin hatte Alle dermaßen beschäftigt, daß man auf diesen keine Obacht gehabt. — Als man die Thüre öffnen wollte, lag sie fest im Schlosse.

Dieser Umstand mußte in hohem Grade auffallen;

man mußte an die verschlossene Thüre Vermuthungen anknüpfen, die zu einer Reihe aus einem schlimmen Charakter sich erzeugender Möglichkeiten führte.

Die Fenster des Zimmers führten in einen von der hier erhöheten Kirchhofmauer und dem Gebäude gebildeten Hof. Von hier konnte man den Rettungsweg des Kranken nicht einschlagen. — Die Zimmerthür war fest und widerstand dem Andrängen der vereinigten Kraft beider Männer, sie zu sprengen. — Man war gefangen, wer weiß, für welche Art der Befreiung! — Da erspähete Bernard den Umstand, daß das alterthümliche Schloß der Thüre im Innern des Zimmers angebracht war. Bernard zog sein Seitengewehr, zwang es zwischen Schloß und Thüre ein und seinen Anstrengungen gelang es, das Schloß von der Thüre zu lösen. Die Thüre sprang los, als Bernard sie aber völlig öffnen wollte, stieß er auf neuen, von außen kommenden noch nicht ermittelten Widerstand.

Mit erneueter Anstrengung drängten beide Männer an der Thüre, wuchteten und suchten durch vereinigten Druck auf die Thüre den Widerstand von außen zu brechen. Diese Anstrengung wurde jetzt mit der Kraft der Verzweiflung geübt, da plötzlich durch den gewordenen Spalt zwischen Thür und Thürverkleidung Rauch eindrang und auf eine gegen die im Zimmer gefangen Gehaltenen gerichtete Unthat schließen ließ.

Jetzt hörte man draußen einen Fall; die nach außen aufgehende Thüre gab der Anstrengung nach, die Oeffnung wurde immer größer; zugleich merkte man aber auch im Zimmer, daß man mit der Thüre einen draußen am Boden liegenden Gegenstand fortschob.

Als die Oeffnung der Thüre so weit ermöglicht war, daß Bernand sich durchzwängen konnte, suchte er den schmalen Gang zu gewinnen. —

Draußen rief er plötzlich nach Licht. Der Klausner reichte ihm die auf dem Tische stehende Laterne des Todtengräbers. — Bernard's Fuß war an einen auf dem Boden liegenden Gegenstand gestoßen; mit dem Lichte in der Hand erkannte er den Todtengräber.

Diese Entdeckung war unheimlich genug; um aber die Frauen nicht zu erschrecken, mußte er sie verschweigen. Um den Hals des Unglücklichen war noch der Strick geschlungen und die Schlinge desselben hielt noch den Haken fest, an dem er befestigt gewesen war. Dieser Haken hatte sich dicht an der Thüre in der Wand befunden und hat sich in Folge des fortgesetzten Druckes der Thüre gegen den hängenden Körper gelöst, bis er mit dem Todten zu Boden fiel. — So hatte der Todtengräber treulich sein auf den „wahren Leib des Herrn" gethanen Schwur gehalten.

Mit möglichster Eile schaffte Bernard den Leichnam auf die Seite, damit er von den Frauen nicht

gesehen würde. Die Eile war nothwendig, denn aus einer Thüre, von welcher Bernard muthmaßte, sie müsse nach den obern Böden des Hauses führen, drang jetzt der Rauch immer dichter.

Rasch legte man Hand an, um den Kranken aus dem Gebäude zu bringen. Christine leuchtete voran; Mascinska folgte. . . .

Mühevoll kam man die schmale Treppe hinab in den weiten Flur des Parterres. Von außen tönten wirre Stimmen durch einander; starke Schläge wurden gegen die Hausthüre geführt, die man von innen zu öffnen strebte. — Sie war verschlossen.

Die Situation im Innern des Hauses wurde immer unbehaglicher: der Rauch strömte immer dichter von oben herab; der Kranke, der sich bisher in seinem Bette gänzlich leidend verhalten, wurde immer unruhiger, sein Athemholen immer röchelnder.

Das leidenschaftliche Streben, sich aus der Gefangenschaft zu befreien, ließ Bernard nicht Zeit, mit Hülfe seines Seitengewehrs das Schloß wieder aus seinen Falzen und Fugen zu heben. Hacke und Spaten, wie sie im Flur standen, wurden benutzt, um die Schläge von außen durch gewaltige Schläge im Innern gegen die Thüre zu erwidern und diese zu zertrümmern.

Das Gefüge der Thüre gab den gemeinsamen Anstrengungen nach und ging auseinander; der Ausweg

war frei. — Als man den Kirchhof mit dem Kranken erreicht, wagte man erst hinter sich zu blicken.

Das Dach des Hauses stand in vollen Flammen, die schauerlich schön durch die dunkle Nacht leuchteten. Der Kirchhof war mit Menschen jedes Alters und Geschlechts gefüllt, nachdem man zuvor auch am geschlossenen Pförtchen Gewalt geübt. — Als die Thüre zur Todtengräberei zertrümmert lag und der Eingang in's Haus frei war, drängten sich Viele trotz des brennenden Daches in's Haus. Bernard und die übrigen um das Krankenbett Versammelten hörten jetzt die lauten Vermuthungen der Menge, von im Todtengräberhaus aufgesammelten Kostbarkeiten aus aufgewühlten Gräbern und zersprengten Särgen. Vielleicht stürzte man so begierig in's offene Haus, um die beraubten Todten dadurch zu sühnen, daß man das ihnen Entwendete dem Todtenberauber nahm — und für sich behielt.

Der Feuerschein vom Friedhof her hatte auch die Bewohner des Schlosses geweckt. Der Thorwärter war schon munter, als der traurige Zug am Schloßthor anlangte. Daß Mascinska diesem Zuge angehörte, ließ ihn ohne Widerstreben das Schloßthor öffnen.

In den Corridoren, bis wohin der Klausner ge-

drungen war, stand die Dienerschaft berathend, ob der Graf zu wecken sei oder nicht. — In diesem Augenblicke ertönte die Klingel in vielfachen Echos aus dem Schlafzimmer desselben. Der Kammerdiener stürzte fort; die andern folgten neugierig dem Klausner, der auf ihre Frage, wie er so seltsam in dieser Stunde auf's Schloß komme, statt aller Antwort bat, man möge ihm folgen.

Als er mit dieser Begleitung zu dem Kranken zurückkam, stand der Thorwart schon da und hatte, jedenfalls durch Mascinska's Anwesenheit aufgefordert, als einstweiliges Unterkommen für den Kranken und seine Begleiter sein Zimmer offerirt. — Die Offerte war vorläufig angenommen worden. Die Dienerschaft wußte schon durch die durch die Corridore tönende Klingel, daß aus dem gräflichen Schlafzimmer bald die betreffenden Anordnungen kommen würden; man eilte deshalb zur Anmeldung dahin zurück.

Christine war schweigend und zitternd gefolgt, wohin man den Kranken brachte. Als sie das Schloß betrat, überfiel sie eine Bangigkeit, die aus den blassen Wangen, dem ungewissen, immer wie suchend umherirrenden Blicke genugsam herauszulesen war. Die Hände Mascinska's ergreifend, flehete sie: „Bitten Sie für mich!“ und leise wiederholte im Innern ein Echo: „Bitte für mich!“

Mascinska tröstete und beruhigte.

Jetzt aber tönte vom Krankenbette her ein tiefes

Athmen. Man eilte hin. — Der Kranke lag scheinbar ruhig; aber das Auge hatte eine starre Richtung und sah trüb' und glanzlos aus. Mascinska wollte sich über den Kranken werfen; der Klausner hielt sie zurück.

„Halten Sie ihn nicht auf!" sagte er feierlich. „Ihm öffnen sich die dunkeln Thore; er schlägt den heiligen Weg zur Heimath ein. Unser Gebet soll ihn begleiten, das geben wir ihm mit wie einen frommen Segen aus dem Elternhause auf die Wanderung."

Er faltete die Hände, senkte das Haupt und zuweilen verrieth eine leise Lippenbewegung, daß er bete.

Dieser Anblick des Klausners war auch überwältigend für die Andern. Der Blick eines Jeden ruhete wie mit feierlichem Schauern auf dem Sterbenden, der in diesem Augenblicke das lösete, was den Andern noch hohes, heiliges Geheimniß war. — Mascinska war am Krankenbette niedergesunken: ihre inbrünstig gefalteten Hände, ihr sichtbar sich hebender und senkender Busen sprachen von der Leidenschaftlichkeit ihres Gebetes.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, selbst nicht mehr von den tiefen Athemzügen des Sterbenden unterbrochen. — Da öffnete sich die Thüre der Stube und herein trat der Graf.

Mit seinen Blicken suchte er nur Mascinska; als er sie gefunden, eilte er auf sie zu. Aber auch Mascinska war bei seinem Anblicke wie elektrisch berührt

aufgesprungen, ihm entgegengeeilt und lag jetzt an seiner Brust. Aller Blicke waren auf diese Gruppe gerichtet; für Christine, den Thorwart, die nachdrängende Dienerschaft hatte dieser menschliche Zug des Grafen vielleicht etwas um so Bewältigenderes, weil nie Gesehenes und Ungewohntes.

Niemand achtete jetzt des Klausners, der doch beim Anblicke des Grafen so sichtlich erbebte, dessen Wangen so auffällig erbleichten und dessen ganze Haltung so tief erschüttert worden, daß er nur mit Mühe sich aufrecht erhielt. Dabei war sein Blick so eigen an den Grafen geheftet, wie wenn er einem Herzen voll Sehnsucht nach Vereinigung, nach Verständniß entstamme.

Erst als der Graf inmitten der Umarmung ausrief: „Mascinska! Mascinska! Und Du verließest mich! Wo warst Du? Wie bist Du hier?“ und in überströmenden Fragen jegliche Antwort erstickte, trat der Klausner vor.

„Herr Graf,“ sagte er; „in einer Stunde, die Ihnen genehm ist, lassen Sie mich Ihnen Antwort geben!“

Erst jetzt wurde der Graf auf seine Umgebung aufmerksam. Er sah den Klausner, Bernard, Christinen. Beim Anblick der Letzteren wurde sein Auge nicht finsterer, er konnte in diesem Augenblicke des Wiederfindens ihr nicht zürnen, daß sie ihre Herrin

nicht besser bewacht. Sein Blick kehrte zu dem Klausner zurück.

„Morgen!“ sagte er. „Es ist spät in der Nacht; Sie und — Mascinska werden der Ruhe bedürfen.“

Er wendete sich auch zu Bernard.

„Ich habe Nachricht,“ sagte er zu diesem; „man arbeitet am Frieden. . . Denken Sie dem Leben nicht zu viel nach: es hat für das Senkblei unserer Gedanken seine Untiefen!“

Mascinska hatte sich inzwischen mit rückkehrendem Schmerz über den Todten geworfen und ihr thränenfeuchtes Gesicht auf seine kalte Hand gedrückt.

Sanft lös'te der Graf das Lebende von dem Todten.

„Komm, Mascinska!“ bat er. „Dich erwartet eine Freundin, die Du trösten wirst und sie Dich!“

Er führte sie aus dem Zimmer hinweg zu der Baronin und Louisen, denen er durch die ebenfalls wache Kammerfrau von der durch seine Dienerschaft ihm gethane Meldung der Ankunft Mascinska's hatte Nachricht zukommen lassen. Seine Muthmaßung, daß er die beiden Frauen auf dem Zimmer der Baronin treffen werde, war richtig. Mit offenen Armen wurde Mascinska von der Baronin, mit leidenschaftlicher Wärme von Louisen empfangen. Beide hatten ja Verluste erlitten; beide konnten mit freundschaftlicher Gründlichkeit wieder und immer wieder einander über-

zeugen: „Die Glücklichere bist Du; ich habe mehr, habe Wertheres noch verloren."

Bernard war zu seinen Kameraden zurückgekehrt; der Klausner hatte von dem ihm angewiesenen Zimmer Besitz genommen; am Bette des Todten hielt der Pförtner Wacht. . . .

Inzwischen brannte es auf dem Friedhofe weiter; zwar wurden Veranstaltungen zum Löschen des Feuers getroffen, aber so mangelhaft und lässig, daß die Flamme über diese Anstrengungen den Sieg davon tragen mußte. Eine abergläubische Scheu vor dem Gebäude selbst hinderte jedes kräftige Ankämpfen gegen das Feuer. Die Eingedrungenen hatten den Leichnam des Todtengräbers gefunden; man hatte ihn, um ihn nicht verbrennen zu lassen, auf den Friedhof geschleift; hier aber lag er, ohne daß eine Hand ihn berührt hätte, von dem Glauben oder Unglauben der Masse als Selbstmörder verdammt.

In seiner Wohnung hatte man in den aufgebrochenen Schränken und Truhen Ringe, Ketten, Medaillen, Kleider von kostbaren Stoffen u. s. w. gefunden. Man hatte gerettet, was man konnte; vielleicht Anfangs Jeder für sich. Aber der allgemeine Rechtssinn, die Pietät für die Todten, die allgemein gültige Anschauung verlangte die Sachen ausgeliefert. Der Raub an den Todten war erwiesen; jetzt gestattete man einander nicht, den Räuber zu berauben.

Die Menge erhob sich zum Untersuchungsrichter

über Die, welche in das Haus eingedrungen gewesen; sie mußten das darin Aufgefundene herausgeben und eines der rasenbedeckten Gräber wurde zum Altar erhoben, auf welchem das den Todten Entwendete und durch Pietät Geweihete und Geheiligte niedergelegt werden mußte. Der gegenseitige Neid Derer, die sich im Hause des Todtengräbers bereichert hatten, sorgte durch gegenseitigen Verrath und durch das Bestreben: an einander Entdeckungen zu machen und heimlich Zurückbehaltenem nachzuspüren, dafür, daß die Untersuchung gründlich ward.

Mitten unter den auf dem Friedhofe Versammelten gewahrte man auch den Pater Joseph. Er hatte ängstlich geforscht und gefragt, ob man aus dem brennenden Hause Frauen habe herauskommen sehen, und da es Leute gab, die ausdauernd der Flamme von ihrem ersten Sichtbarwerden bis jetzt gefolgt waren, konnten diese ihm sagen, daß zwei Frauen und ein Kranker aus dem Hause gekommen und daß die Anwesenheit eines französischen Militärs und frommen Klausners, den aus dem Hause Kommenden unwillkürlich Platz gemacht. Später Hinzugekommene konnten auch berichten, daß der seltsame Zug mit dem Krankenbette den Weg nach dem Schlosse eingeschlagen.

Diese letztere Nachricht hatte den Pater offenbar erschüttert und nachdenklich gemacht; der Anblick des brennenden Hauses, des zwischen zwei Gräbern liegenden Selbstmörders, der doch seinen Schwur so gar

treu und unverbrüchlich gehalten, schien mehr einen beruhigenden als erschütternden Eindruck auf ihn zu machen. Er ging schweigend und sinnend umher und schien von den Vorgängen um ihn her nichts zu bemerken; nur als man um die Verwerthung der auf dem Grab-Altare aufgehäuften Gegenstände aus der Todtengräberwohnung mit einander stritt, sagte er: „Widmet sie der Kirche für die Todten zur Sühne.“ . . . Als man aber die Gegenstände am Morgen wie in Prozession in die Wohnung des Paters brachte, damit dieser sie weihe und zu Opfern für die Kirche einige, war dieser — plötzlich abgereist . . . . . in wichtigen Missionen . . . .

Zu derselben Stunde, da man den Pater in seiner Wohnung vergeblich suchte, befanden sich auf dem Schlosse im gräflichen Zimmer der Klausner und der Graf im ernsten Zwiegespräch. Der Sprechende war der Klausner; der fast nur Hörende der Graf; sein gespannter Blick verrieth den Antheil, den er an der Rede des Klausners nahm. Dieser erzählte ja die Rettungsgeschichte Mascinska's, die diesen Morgen in zusammengerufener feierlicher Versammlung den gesammten Bewohnern des Schlosses als Tochter des Grafen vorgestellt worden war.

„Herr Graf, sagte er, im Allgemeinen mag ein frommer Egoismus aus Besorgniß, den Himmel zu verlieren, in diese Kutte sich verstecken, ein bequemes Wiegen auf dem Ruhekissen des Glaubens und sehn-

süchtiger himmlischer Hoffnungen mag Einsamkeit und Stille suchen — für mich waren das die Veranlassungen nicht. Die Kirche selbst trieb mich aus dem Leben hinaus; ich starb an ihren eisernen Satzungen den bürgerlichen Tod! Die „liebende" Kirche zwang mich in dieses Gewand, weil ich menschlich mitleidig fühlte. — Genug! Meine Hütte steht in Italien... wo dort? — das bleibe mein Geheimniß Denen gegenüber, die hier in Deutschland noch Interesse dafür haben könnten. — Aber mit einem Talente, einer Fähigkeit, einer Wissenschaft wollen wir noch an's Leben geknüpft sein, wollen wir uns Andern nützlich machen, ihren Dank erwerben. Dieselbe Kraft, die im Keime treibt, drängt auch den Menschen zur Thätigkeit, sie müßte denn ganz in uns erstickt sein. — Unter verschiedenen Masken studirte ich Medicin in Bologna und Wien; die Ferien verbrachte ich in meiner Klause; Wald und Wiese unterstützten meine botanischen Kenntnisse, die stille Abgeschlossenheit vergönnte mir ein ungestörtes Studium. — Bald war ich gekannt, gesucht, von Tausenden als Helfer und Retter gepriesen. — Italien, dieser historische Boden der Cäsaren und Freiheit, der persönlichen Größe und der Größe gemeinsamer Gedanken — was ist es? wie ist es? — Wo die Kirche blühet, da verödet das Leben um sie her; sie saugt die Kräfte in sich, die eine Reihe unendlich schöner, unendlich großer Triebe der Civilisation zur Blüthe und Frucht gereift hätte.

die Kirche, die ohne Ansprüche, ohne Forderung sein sollte, weil sie ein freier Bau des Bedürfnisses der Gemüther ist — sie hat den Fall Italien's verschuldet. Ein falscher Glauben, ein falsches Hoffen will den Himmel zur Erde herabziehen, und so wartet man und harrt und hofft und vergißt, daß diese Erde ein Gedanke Gottes ist, den wir verstehen und erfassen lernen sollen.“

Er schwieg einen Augenblick. Der Graf starrte nachdenklich vor sich hin. Der Klausner hatte kurz und mit Bewußtsein ausgesprochen, was in letzterer Zeit sich auch ihm als Wahrnehmung aus dem eignen Leben hatte aufdrängen wollen.

Der Klausner fuhr fort:

„Ich habe die Menschen fast aller Stände kennen gelernt, habe sie in den vielfachsten Situationen gefunden, mir thut es um die Menschheit leid. Es wäre so leicht sie alle glücklich zu machen, wenn jede Regierung sich erinnern wollte, daß der Staat eine große Familie ist, die nur durch Gleichberechtigung Aller gedeihen kann. Diese Lieblinge, diese Bevorrechteten mit ihrer historischen Berechtigung, es zu sein, zerstören diese Familie, zerreißen das schöne, heilige Band und sind Ursache des Hasses, der Verbitterung, der tausend Laster und Verbrechen, die aus einer durch Armuth und Elend bedingten, vernachlässigten Erziehung hervorgehen, und Straf- und Siechhäuser füllen. — Verzeihen Sie diese Reflexionen. Sie

drängten sich mir in einem Augenblicke auf, da ich seit langer Zeit zum ersten Male wieder einem Menschen gegenüber mich befinde, der in der glücklichen Lage ist, freie Gedanken haben zu dürfen."

„Ihr Gewand hätte mich allerdings eine andere Sprache vermuthen lassen," bemerkte der Graf.

„Ich bin frei, darum bin ich wahr!" versetzte der Klausner. „Mein Gewand umschließt ohne Ordenszwang das reine Bedürfniß des Gemüths! — Doch Sie wollen von der Rettung Ihrer Tochter hören, nicht von mir. — Nun wohl! Sie wissen, daß Pius VI. die Jesuiten aus ihren Gräbern rief zum Schrecken der Menschen, daß diese wieder daraus hervorgingen und sich in alle Schichten der Bevölkerung vertheilten. Sie stehen neben dem Throne, sie sind in diplomatischen Cabinetten, im Boudoir der Damen, in der elendesten Taverne wie im Bordell zu Hause; Alles unterliegt ihrem Einflusse, ihrem Willen und ihrer Macht. Pater Joseph gehört diesem Orden zu, er ist einer der treuesten und eifrigsten Jünger. — Ich kenne sie alle diese Orden, diese Gesellschaften, diese frommen Institutionen. Mein Einfluß, den einige glückliche Kuren auf die Bevölkerung und meine Klause geübt, machte mich für sie zum Gegenstande der Aufmerksamkeit; ich ward selbst von adeligen Häusern, von hochgestellten Leuten gesucht und erhielt Zutritt in die vornehmen Krankenzimmer, das ließ sie an meinen Einfluß glauben; meinen Reisen nach Deutsch=

land legten sie geheimnißvolle, weitreichende Ursachen unter, das machte mich ihnen wichtig. Man vergönnte mir Einblicke, die erst als Versuchung, dann als Einweihungen gelten konnten, in ihre Mysterien; — nach und nach betrachtete man mich als einen der ihrigen: Das weihete mich — wenigstens theilweise — in ihre Geheimnisse, ihre Entzwecke ein. Ich sage nicht, daß ich ihrer ganzen Offenheit gewürdigt worden wäre, aber eines theilweisen Vertrauens durft' ich mich rühmen."

„So erfuhr ich, daß Pater Joseph geschrieben, von einer Grafentochter, die unbekannt mit ihrem Stande erzogen worden; von dem Sohne eines armen Weibes, das bald nach der Geburt verstarb, der als künftiger Majoratsherr — verzeihen Sie den Ausdruck — „untergeschoben" worden."

Der Graf schien einen Augenblick schmerzhaft bewegt: die Stelle, welche der Klausner berührte, war noch immer wund!

Dieser fuhr fort:

„Mit scheinbarer Offenheit gab Pater Joseph Ihnen sein Beichtgeheimniß hin, für ein Opfer an die Kirche, das der Jesuitismus äußerst niedrig gestellt hatte, und mit einer scheinbaren Unklugheit, wie sich die Jünger Loyola's deren kaum je schuldig gemacht... Scheinbar sag' ich; denn alle nothwendigen Ausweise lagen beurkundet und verbriest schon in den Händen des Pater Joseph, um den künftigen Majoratsherrn

in steter Furcht und damit in steter Abhängigkeit zu erhalten; er war bestimmt, mit seinem ganzen kommenden Geschlechte ein Machwerk ihres Willens, ein Gegenstand ihrer Willkür zu bleiben."

Der Graf sprang erschüttert auf. „Das ist entsetzlich, ist teuflisch!" rief er.

„Fragen Sie die Geschichte des Jesuitismus, die Geschichte so vieler Familien — was er gegen Sie ersonnen, ist nicht sein Schlimmstes! Dem künftigen Besitzer dieser Veste hätte man nur wissen lassen: „Du kannst nur müssen, wo wir wollen, willst Du — Du bleiben!" — — Sein Tod auf dem Schlachtfelde änderte diesen Plan; nun mußte die Tochter in's Kloster, um wenigstens ihr Erbtheil seinen Zwecken zu retten."

„Aber," warf der Graf ein, „wie wußte man denn, daß der bestimmte Erbe schon gefallen war?"

„Der Jesuitismus ist auch unter den frommen Priestern vertreten, die die schwere Aufgabe haben, wenn das Schlachtfeld noch vom frischen Blute raucht, darauf zu wandeln, um zu trösten, zu beruhigen und dem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu spenden," erklärte der Klausner. „Vom Schlachtfelde erfuhr man den Tod des künftigen Erben; ein fernliegendes Kloster ward eben so rasch zum Aufenthalt für Ihre Tochter bestimmt, so las ich in einem Briefe des Paters nach Rom. Nur daß die feindlichen Truppen die Flucht verhinderten, ließ mich zur rechten Zeit

erscheinen, um auszuspähen, und die Vorsehung selbst mußte mit dem, was wir Zufall nennen, mir zu Hülfe kommen, um die Rettung zu ermöglichen."

„Welchen Antheil hatten Sie?" fragte der Graf.

Der Klausner aber erhob sich rasch.

„Herr Graf," sagte er, „fragen wir nicht bei Allem was geschieht: warum? sondern genügen wir uns, daß es geschieht. — Wir handeln, wie wir müssen, die treibende Nothwendigkeit sind wir uns selber, und was wie ein in uns aufsteigender Wille erscheint, ist vielleicht nur Aeußerung eines seit Jahrtausenden fertigen Gesetzes.... Leben Sie wohl!.... Friede sei mit diesem Hause!"

Die Stimme des Klausner zitterte bei den letzten Worten; ein Gefühl tiefer Rührung schien ihn zu überkommen; mit raschen Schritten eilte er dem Ausgange zu.

Der Graf versuchte ihn aufzuhalten. „Sie dürfen nicht fort, ohne meinen Dank mitzunehmen!" rief er.

„Ich nehm' ihn mit dem Bewußtsein, Ihnen ein Glück bereitet zu haben," entgegnete der Klausner. „Sie gründen sich in Anderen Ihr Dasein; mir ist's gegeben, in mir selbst genug zu sein!"

Er faßte dabei die dargereichte Hand des Grafen, der wohl fühlte, daß er in seinen Nöthigungen nicht zu weit gehen dürfe, um nicht ihren gutartigen Cha-

rakter zu verdächtigen, und drückte sie innig, dann entfernte er sich rasch.

In der Pförtnerwohnung ließ sich der Klausner Tinte, Feder und Papier geben; schrieb noch einige Zeilen, siegelte sie und gab sie dem Pförtner zur Bestellung an den Grafen, dann eilte er rasch durch die Pforte des Schlosses den Berg hinab ....

Der Graf las:

„Ich kann diese Stätte nicht verlassen, ohne wie ein Fremdling aus weiter Ferne meinen Namen einzugraben. Forsche nicht nach mir! Die Ruhe, die ich mir gewählt, ist noch die einzige, die mir wohlthut. — So lange Gott mir Kraft verleiht, werde ich alljährlich wie ein Gläubiger hierher wallfahrten, zu den Füßen Deiner Veste, und — zu einem Grabe. Diesen lebendigen Tod drang mir die Kirche auf, wollt' ich Marien frei geben. Dieser Tod hat sie nicht glücklich gemacht ... Leb' zu tausend Malen wohl! So weit es mir vergönnt ist, werd' ich Dein und der Deinigen Schutzgeist sein. Bewahre treue Liebe Deinem — Bruder."

.... Obwohl der Graf dem Klausner eilends seine Leute nachschickte, blieb er doch verschwunden; die Enthüllung, daß sein Bruder lebe, hatte ihn auf's Tiefste erregt. Dessen Geheimniß verrathen aber wollte er nicht; wollte nicht die tiefe Stille eines Lebens unterbrechen, welches sich dem Allgemeinen schon zu sehr entfremdet hatte, um noch Anknüpfungspunkte

daran in sich zu finden, darum ließ er die liebende Verfolgung wieder fallen.

Zwar hatte er in der Stille Auftrag gegeben, dem Klausner aufzupassen, im Fall er wiederkehrte, er kehrte indeß nicht wieder. Statt dessen las der Graf eines Tages — etwa ein Jahr nach dem beschriebenen Ereigniß — in den Zeitungen von dem Tode eines Klausners Franziscus zu Aosta. Der Graf eilte in Begleitung Mascinska's selbst dahin, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob es der Bruder sei, und Alles, was er erkundete, zeigte, daß er es war.

So von der belebten Straße, die zum großen Markte des Lebens führt, hinweggeschleudert, hatte der Clausner Denen zugehört, die wie in der Fremde leben und sterben, jenen Einsamen, die alle Blüthen des Lebens in sich verwelken lassen müssen.

Der Graf hatte mit Mascinska die Veste verlassen, die ihn allendlich doch einsam wurde, und Bernard, dem seit der Rettung Mascinska's der Entschluß eines Selbstmordes, der auf dem Friedhofe zur Reife gedeihen sollte, fremder geworden, und endlich als krankhafter Auswuchs vom wieder gesundenden Gemüthe des Reuigen abfiel, hatte die Aufsicht über die Veste überkommen, in deren Grabgewölben jetzt ein Sarg seitab von den übrigen stand — der Sarg Gott=

ward's. In Wien, wohin die Baronin und Louise dem Grafen gefolgt waren, gab es für Mascinska ein neues, vielfach bewegtes und anregendes Leben. Ihr Gemüth mußte allendlich den vielfachen Eindrücken nachgeben, die es empfing, und — vergessen.

Seiner Tochter zuliebe, gab sich auch der Graf dem Leben zurück und die Baronin half das Werk: Mascinska in die große Welt einzuführen, fördern.

Gottward war vom Grafen, wie von der Baronin allmälich über die neuen Interessen für Mascinska vergessen worden; er hatte seine Pflicht gethan und damit war er abgethan im Gedächtniß der Ueberlebenden. Louise sank wieder zum „Gesellschaftsfräulein" herab und wurde nur noch von der jetzt vielfach in Anspruch genommenen Grafentochter zur „Freundin" erhoben.

Das Talent des Duldens hat es aber an sich, da außerordentlich zäh' und beharrlich zu sein, wo es noch *wollen* kann. Dieses Talent mit seiner Eigenthümlichkeit besaß Louise; sie allein hielt den langvergessenen Gottward noch treu im Gedächtniß, und flüchtete zu den Erinnerungen an ihn, wenn für das „Gesellschaftsfräulein" die Sitte so enge Formen zog, daß keine menschliche Theilnahme über diese Grenze hinaus zu ihr zu dringen vermochte.

In den Salons der Gesellschaft in Grande toilette war es, wo Mascinska zum ersten Male einen Eindruck empfing, der sie ernst und nachdenklich stimmte.

Die Liebe hat in ihrem ersten Auftreten etwas Philosophisches, etwas von jener Ursprünglichkeit des eigentlichen Menschenthums, das durch die Cultur verschoben wurde: Gleichberechtigung und Anspruchslosigkeit. Auch Mascinska fühlte im Anblicke des Grafen von Droste so etwas. In diesem Eindrucke erblichen die Lüstres der Salons, die großen Toiletten, dieser Glanz der Uniformen und Sterne. Sie sah nur ihn und mit naivster Wahrheitsliebe gegen sich selbst gestand sie sich, daß sie ihn liebe.

Graf Droste kam ihr entgegegen mit der Art eines Mannes, der das Leben schon genug kennt, um ersten Aufwallungen zu glauben. Er war arm und darum stolz und mißtrauisch, wie Alle, die überall nur sich, nur den eignen Werth einsetzen müssen und so gleichsam zu einer steten Aufmerksamkeit auf sich selbst gezwungen sind. Er war Offizier bei einem Dragonerregiment und hatte den Militairstand gewählt, weil dieser seit längerer Zeit von Frankreich aus jene Anstöße erhielt, die er zum Avancement bedurfte.

Aber die Liebe Mascinska's war so natürlich, ihr Wesen selbst noch immer so, noch über Sitte und Form hinaus erkennbar, daß Droste endlich diesem Wesen glaubte und dieses lange Mißtrauen gegen die Liebe der Tochter eines der reichsten Grafen im Böhmerlande mit leidenschaftlichster Gegenliebe sühnte.

Die Drostes waren ein viel zu altes Geschlecht, als daß der Vater Mascinska's dieser Liebe, da sie zum

Lebensglücke des einzigen Kindes diesem nun einmal unwiderruflich nothwendig geworden war, irgend Erhebliches hätte entgegensetzen können.

Ein großes, welterschütterndes Ereigniß: der Rückzug Napoleon's aus Rußland, hob die Brust des Grafen so freudig stolz, daß er jede Bedenklichkeit, die er noch gegen die Wahl seiner Tochter hätte haben können, überwand, und für seine Familie dieses Weltereigniß damit bezeichnete, daß der vorläufige Ehekontrakt unterzeichnet und die Verlobung gefeiert wurde. Zwischen dem Grafen und dem Verlobten war noch festgesetzt worden, daß Letzterer zu seinem Namen und Wappen noch Namen und Wappen des Grafen fügen solle; um dem Gatten der Tochter die großen Besitzungen in Böhmen zu retten, wollte man bei Hofe im geeigneten Augenblicke die nöthigen Schritte thun.

Ein Jahr nach der Verlobung, so war bestimmt, sollte die Trauung erfolgen. Aber die Hochzeitsfackel war zur Kriegsfackel geworden, die blutig leuchtend über Europa entbrannte.

Es war das Jahr 1813. Ganz Europa stand gegen Napoleon in Waffen, der nicht bemerken wollte, daß sein Stern zu erbleichen begann, daß seine Mission, die ihm ein unergründbares Schicksal übertragen, zu Ende war.

Deutschland stand auf wie Ein Mann, — es war Eins in Dem, was es sollte und wollte. An einer wunderbaren, hohen Begeisterung erstarkend, ward es

sich seiner selbst, seiner Kraft und seines Berufes bewußt. Es war die ruhmvolle Zeit seiner geistigen Mündigkeit, seiner Achtung vor sich selbst, seiner ersten entschiedenen Willensäußerung.

Wo Alles sich todesmuthig dem begeisterten Verlangen überließ, die lange Bedrückung am Bedrücker zu rächen, konnte Droste nicht zurückbleiben, konnte nicht, wie der Beispiele so vielfältige sind, zur Parade die Uniform tragen, um sie im Kriege wieder auszuziehen.

Damals war die Begeisterung in Deutschland so laut und so allgemein, daß Niemand eigne Gedanken, eigne Empfindungen in sich aufkommen lassen konnte, die nicht zum Allgemeinen paßten. Auch der Graf kam zu keiner Reflexion darüber, daß seine Aussichten, seine Hoffnungen wiederholt auf dem Glücke der Waffen beruheten, wie schonend oder wie feindlich es sich gegen Droste verhielt.

Auch Mascinska dachte: Es muß dieses Opfer sein! und legte das Glück ihres Lebens, all' ihre Hoffnungen und Wünsche auf den Altar des Vaterlandes nieder. Am Muthe des Geliebten sich aufrichtend, glaubte sie an ihren Heldenmuth, als sie den Geliebten zum ernsten Waffengange segnete.

Nur Louise war die überall Unheil erblickende Kassandra, aber sie schwieg; sie verschloß ihre trüben Ahnungen in sich selber, und nur an ihrem ernsten, schwermüthigen Blicke ließ sich abmerken, was er künf-

tiges Trauriges sah. Als sich Mascinska in der Stunde, da sie sich von dem Geliebten trennte, ihr in einer seltsamen Mischung von Schmerz und Begeisterung an die Brust warf, küßte sie die Freundin auf die Stirn und sagte nur: „Unser Glück blüht nur, um zu verblühen; wem hätte es sich je zur Frucht gereift?"

Ein letztes Blinken des Glückssternes Napoleon's waren die Schlachten bei Bautzen und Dresden; im October 1813 verlosch er bei Leipzig für immer. Eine einzige verlorene Schlacht kostete ihm den Thron, der noch immer ein Gegenstand war, den man ererbte, nicht aber, wenn auch nur vorübergehend, mit Einsetzung seines Muthes, seines Genies und seines — Glückes erringen konnte....

Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen; der Adler Frankreich's sank nach vielen blutigen Siegen; durch ganz Deutschland ging das Gefühl einer freudigen Erhebung, die selbst den Schmerz um die Gefallenen unter sich sah.

Der Graf und Mascinska war eben bereit, auszufahren und einen jener kleinen, den Sieg der verbündeten Waffen feiernden Cirkel zu besuchen, der sich in dem Frohgefühle der Befreiung von französischer Herrschsucht versammelt hatte, ehe noch die dem glücklichen Ereigniß folgende lange Liste der Todten und Verwundeten diese Freude beeinträchtigte. In dem Augenblicke, als der Graf seiner Tochter den Arm bot, um sie zum Wagen zu führen, brachte der Diener

auf silbernem Teller einen für den Grafen abgegebenen Brief.

Ein eigenthümlicher, ahnungsvoller Schauer erfaßte den Grafen wie Mascinska beim Anblicke dieses Briefes, der den hundert Briefen, die der Graf jährlich empfing, doch so ähnlich sah. — Der Graf wollte seine Tochter hinwegführen, bevor er las, diese beharrte darauf, daß sie während des Lesens in seiner Nähe bleibe. — So mußte der Graf in Gegenwart Mascinska's den Brief erbrechen, mußte ihn lesen und ...

Wer beschreibt denn jene Gefühls- und Wesensäußerungen ganz, die aus dem Eindrucke eines Ereignisses hervorgehen, das für menschliche Tragkraft zu groß, in seiner ganzen entsetzlichen Bedeutsamkeit für den menschlichen Geist nicht mehr faßbar erscheint. Der Graf stand wie ein Irrer oder Halbträumender, der, das schreckliche Bild der Nacht vor seinem Auge, nicht denken kann, daß es Tag ist.... Droste war geblieben; diese Nachricht kam dem Grafen aus dem Hauptquartiere des Fürsten Schwarzenberg von befreundeter Hand. Die Rücksicht, die verhindern wollte, daß der Graf den Todten aus der langen Liste der Gebliebenen erst herauslesen mußte, und vorbereitender in ihrer Meldung verfuhr, hatte leider nichts erreicht. Die letzte für den Grafen bescheidene Hoffnung, seinen Namen als Absenker seines Stammbaumes fortgepflanzt zu sehen, war mit diesem Ereignisse nun auch verlo-

ren; ihm blieb nichts, als die Gewöhnung an diesen Gedanken.

Und er gewöhnte sich an diesen Gedanken, er fixirte ihn, er sprach ihn wohl zu hundert Malen des Tages vor sich hin. — Man erklärte ihn für wahnsinnig; aber er sprach ja nur eine Thatsache aus, wenn er wiederholte: „Ich bin der Letzte!"

Er nahm fortan keinen Antheil am Leben; zeigte sich gleichgültig, fühllos für Alles, was geschah. Man zog von Wien, nach Böhmen auf's Schloß, das Bernhard treulich hütete, vom Schlosse nach diesem und jenem Orte, um Heilung zu suchen — vergebens! der Zustand des Grafen blieb der alte; selbst als von Belle-Alliance die Nachricht ertönte, daß die deutschen Waffen gegen Napoleon siegreich gekämpft, sagte er nur: „Wozu das? Ich bin ja der Letzte!" und schien unwillig zu sein, daß man sich um diesen Sieg noch so viel Mühe gegeben. ...

Es war im Herbste des Jahres 1817, da weheten von der Veste herab schwarze Trauerfahnen und die Glocken der Kirche läuteten. Ein kurzer Trauerzug, einen jungen Priester, mit mildem, bleichem Antlitz — dem Nachfolger Pater Joseph's voran, bewegte sich nach der gräflichen Familiengruft. Es war der Graf Eggenhof, den man neben seiner Gemahlin zur tiefen Ruhe bettete: der Letzte seines Hauses. . . .

Die Baronin eilte zur Wintersaison nach der Residenz, wo sie Verbindungen aller Art hatte; der Zu-

stand ihres Bruders hatte sie so erschöpft, daß sie der Erholung und Zerstreuung bedurfte. Sie trat das „Gesellschafsfräulein" ihrer Nichte ab, deren Neigung für Stille and Einsamkeit von jener getheilt wurde.

Die Besuche des jungen Paters Anton, die Anfangs nur der Sitte gebracht und von dieser angenommen worden, erhielten immer mehr, und vorzüglich seit Abreise der Baronin, den Charakter des Bedürfnisses. — Pater Anton wur von armen Eltern geboren; sein Beruf harmonirte mit seiner Neigung, der Glaube an seine Kirche war noch durch nichts erschüttert worden; die Welt in ihrer buntesten Mannigfaltigkeit, ihrer vielfachsten Bedeutsamkeit lag in seinem Gemüth, mehr ein Gegenstand seiner Vorstellungen als Erfahrungen.

Diese fromme Hingebung der Erde an den Himmel, dieses schon à priori Jenseitsleben, indem das Diesseits ignorirt wurde, dieses gläubige Hoffen mit Darangabe alles Wesentlichen und Wirklichen bei noch so viel Jugend des Priesters konnte nicht ohne tiefen Eindruck auf die Frauen bleiben. Er beschrieb die klösterliche Stille im Gegensatz zu dem lauten, geräuschvollen Treiben des Lebens, die ruhige, klare Einkehr in sich selber, dieses Selbstleben gegenüber den hunderttausend Täuschungen, Irrthümern und Hoffnungstrümmern der Welt, so schön, so innig und — nach den gemachten Erfahrungen der beiden Franen — so

wahr, daß man allendlich auch für sich nur in dieser Stille noch Heil und Ruhe für seine Seele erblickte....

Als die Wiesen sich wieder begrünten, die Bäume sich beknospeten, der Himmel blauer und die Luft milder ward; als Lerch' und Schwalbe wiederkehrten und die ersten Blumen sproßten, legten Mascinska und Louise die Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ab. Das Goldhaar und das dunkle Rabenhaar fielen, der Schleier sank darüber und verhüllte dem Auge für immer das Leben, dessen Triebe und Keime gebrochen lagen; die Kirche triumphirte, denn — sie hatte zuletzt den Sieg behalten in majorem Dei gloriam!

Ende.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Werner.

Vor fünfzig Jahren oder der Letzte seines Hauses Historische Novelle von F.
L

Leipzig 1860